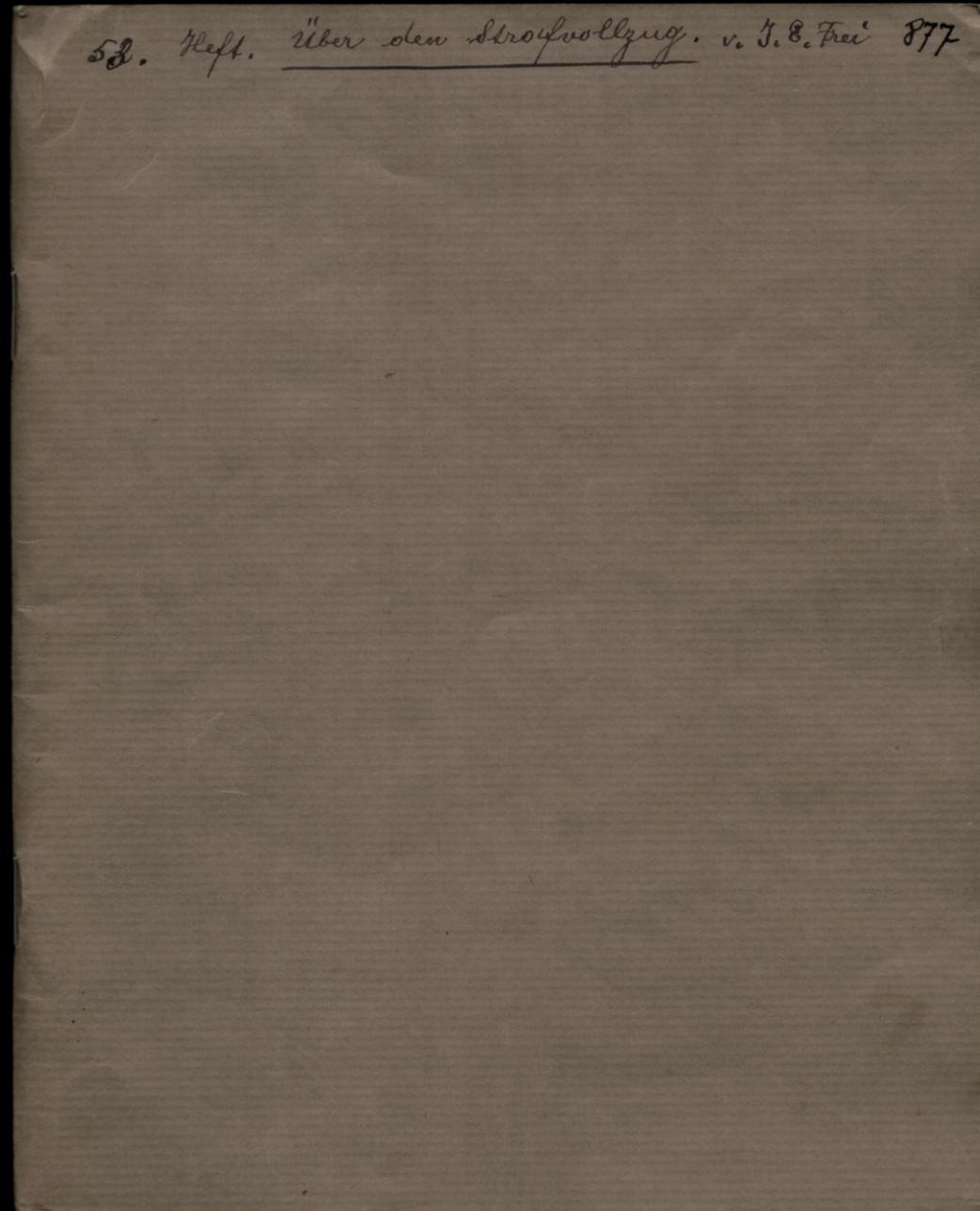


HOME

Heft 53

Inhalt:

- Die Strafanstalt Basel Stadt
- Die bernische Strafanstalt Thorberg
- Licht und Schattenseiten von Witzwil
- Meine Reise in das Bernerorangen Paradies
- Unser Empfang in Witzwil



# Der Strafvollzug in den schweiz. Strafanstalten

vom 1891 - 1941

XXXIV. Kapitel, II. Band.

## Die Strafanstalt Basel-Stadt.

"Strafe soll sein, wie Salat,  
der mehr Öl, als Essig hat."

Dieser weisen Ausspruch, eines grossen englischen Richters, hat sich die Regierung des Kantons Basel-Stadt zu Eigen gemacht bei Ausarbeitung und Anwendung seines Strafvollzuges.

Basel ist die erste unter den schweizerischen Strafanstalten, und zugleich die einzige, welche einen Strafvollzug durchführt, der in allen Teilen als vorbildlich bezeichnet werden darf.

Hat dieser am Anfang stehende Ausspruch das Recht als unbedingte Wahrheit gelten zu dürfen, so möchte ich mir erlauben, ihm einen anderen gegenüber zu stellen, der nicht minder wahr ist und von ebenso grossen Bedeutung: "Es ist immer der Leiter einer Anstalt, der ihr sein Gepräge aufbrückt, von seinem Geiste werden die Räume erfüllt, und die Menschen die darin hausen!"

In einer Zeit von über 35 Jahren während welcher ich Gelegenheit hatte ein volles Tugend Direktorium unserer grössten, schweizerischen Strafanstalten persönlich kennen zu lernen, bestätigt mir auch die Richtigkeit dieses Satzes.

Wenn, was den Kt. Basel-Stadt anbelangt, darf man sagen, er hat das seltene Glück gehabt, hintereinander zwei vortreffliche Männer, als Leiter seiner Strafanstalt besessen zu haben. Herr Wiedmer den früheren Direktor in Luzern, und Ernst Stiffeler, ein Berner. Dieser Letztere ganz besonders, ist von keinem anderen an Vortrefflichkeit und Eignung, für dieses nicht leichte Amt überboten worden.

Dieser Mann hatte sich zum Anfang seines Amtsantrittes schon den Vorschlag gemacht: "Nur mit Liebe zu regieren." Und nun es gleich vorweg zu sagen, er hat diesen Vorschlag auch zur Tat werden lassen, während seiner ganz zu langen Amtsdauer, als Direktor dieser Strafanstalt.

Wenn die Gefangenen selbst, ihm dieses Zeugnis ausstellen, so dürfen wir es gewiss glauben. Und ich selbst habe in einem Zeitraum von vielen Jahren Tausende von Gefangenen jeder Ausfalt kennen gelernt, und sie alle ohne Ausnahme, waren voll des Lobes über diesen Mann.

Es lohnt sich deshalb, hier einiges Grundsätzliches zu erwähnen, über die Stellung eines Strafanstaltendirektors, und wie Ernst Stiffeler sein Amt ausübte im besonderen.

Wenn man bedenkt, dass ein zum Strafanstaltendirektor gewählter Mann, in der Regel schon zwischen dem 40.-50.

Lebensjahre steht, bei seinem Amtsantritt, so sagt die schon ausdrücklich genug, dass für diesen Posten nur ein Mann, mit durchgereifter Lebenserfahrung in Frage kommen kann. Hier sind aber noch ganz persönliche Qualitäten, als Mensch, erforderlich, deren Vorhandensein oder Nichtsein weit schwerer ins Gewicht fällt, als irgend andere erlernte Fertigkeiten, die zur Leitung eines Grossbetriebes unerbösslich sind. Und obwohl man nun bei der Auslese der bewerbenden Kandidaten, demgemäss eine sehr sorgfältige Siebung vornimmt, so hat es sich schon wiederholt erwiesen, dass der Gewählte nicht taugte für dieses Amt.

Hier, hier sind meistens eine Zeitdauer von 2-3 Jahren erforderlich, um Einwandfrei feststellen zu können, ob der Erkorrene taugt oder nicht. Womit allerdings nicht gesagt sein will, dass man dies auch schon oft nach wenigen Wochen erkennen kann. Derjenige der Gelegenheit hatte, schon verschiedene Direktorenwechsel mitzuerleben, wird meistens in der Lage sein, schon aus jenen ersten Anordnungen und Erlässen, die der Neue in den ersten Wochen nach seinem Amttritt gibt, gewisse feste Schlüsse zu ziehen, über den zukünftigen Kurs, den der neue Leiter zu gehen gedenkt.

Bei den Direktoren Wiedmer und Stiffeler in Basel traf letzteres zu. Was beide gemeinsam hatten, war, dass sie keine jener Moralphrediger waren, die da glauben, dem Gefangenen zuerst eine lange Strafpredigt halten zu müssen

beim Eintritt in die Anstalt. Mein — Moralpredigten hielt keinen von diesen beiden Männern, und dennoch waren sie beide wirklich sehr gute Moralprediger. Sie wussten, dass man Moralpredigen nur bei Kindern anwenden durfte, und <sup>das sie</sup> auf Erwachsene — nur kindlich wirkten. Dafür aber lebten sie selbst den Gefangenen Moral vor, — und darin lag ein Grossteil ihrer Erfolge, die sie bei den Gefangenen erzielten. Für sie galt das Prinzip, dass von der ersten Stunde des Eintritts des Gefangenen, mit dem Aufbau zum Beginn eines neuen Lebens angefangen werden müsse. Dass ein solches Ziel aber nie und nimmer erreicht werden kann, indem man dem Gefangenen zuerst eine lange Standpausche hält, darüber waren sie sich klar.

In der Tat — ich habe manchen Direktor herzlich bedauert, über diesen falschen Weg, den er einschlug, mit der Abhaltung seiner Moralpredigten, denn immer wieder musste ich konstatieren, dass er sich gerade dadurch, von der ersten Stunde an, das Vertrauen der Gefangenen für immer verloren hatte. Nichts aber ist wichtiger als dass ein enger Kontakt <sup>versteht</sup> zwischen Strafbhausdirektor und Gefangenen! Das bedingt natürlich in erster Linie, dass man miteinander spricht. —

Ich habe Direktoren gekannt, die sich ganz auf ihr Büro eingekapselt hatten, und die für den Gefangenen nur an dem offiziellen Meldebog der Woche, zur

3  
"Direktion" zu sprechen waren — und dann noch oft, nur widerwillig. Wie anders diese beiden Direktoren Widmer und Tyffeler! Sie besuchten jeden Gefangenen der einzeln in der Zelle arbeitet, mindestens einmal in der Woche. In die Arbeitszelle aber kamen sie 3-4 mal wöchentlich, und sie gingen nicht nur leer durch den Raum, sondern sprachen mit jedem Gefangenen an seinem Arbeitsplatz, sahen ihm eine Weile bei der Arbeit zu und gaben ihm aufmunternde Worte. Aber auch der Gefangene konnte bei dieser Gelegenheit über alles, was ihn bewegte, mit dem Direktor sprechen. Schon dadurch war eine Brücke geschlagen, auf der man sich gegenseitig verständigen konnte — und zwar zum Nutzen beider Teile. Denn auch einem Direktor wird dadurch sein Amt um vieles erleichtert. Der Gefangene der so behandelt wird, ist williger zu allem was er tun muss, und zeigt auch seinerseits mehr Verständnis für Anordnungen der Direktion, die eben im Interesse der Allgemeinheit durchgeführt werden müssen, die aber dem einen und anderen Gefangenen oft als eine persönliche Klippe vorkommen. Die Zeit, die ein Direktor für diese Besuche aufwendet, ist nur scheinbar eine Belastung für seine tägliche Arbeitszeit, in Wirklichkeit gewinnt er Zeit und erspart sich manchen persönlichen Ärger, ganz abgesehen davon, dass dieser enge Kontakt mit den Gefangenen eben absolut notwendig ist, wenn ein Direktor seine Aufgabe richtig erkennt und erfüllen will.

Dieser Kanton hat aber nicht nur Glück gehabt mit der Wahl seiner Gefängnisdirektoren, sondern ebenso sehr mit den Männern selbst, welche die Regierung bildeten, und die auch das nötige Verständnis aufbrachten, für das, was erforderlich war, zur Durchführung eines erspriesslichen Strafvollzuges. Denn — was nicht schließlich auch der beste Direktor für eine Strafanstalt — wenn er bei der Regierung nicht das richtige Verständnis und die nötige Unterstützung findet, für die von ihm als nötig erkannten Forderungen zur Erfüllung seiner Pläne?

Und auch das gibt es! Ich habe mehr als einen Gefängnisverwalter und Direktor gekannt, die ihr Amt richtig verstanden, und die gemittelt waren, gute Reformen durchzuführen — die aber bei ihren Regierungen, mit ihren Aufträgen keinen Resonanzboden fanden, obwohl es sich später herausstellte durch einen anderen Kanton, der diese Gedanken verwirklichte, dass diese geplanten Reformen, sich sogar als Gewinnbringend für den Staat erwiesen.

Hier — das darf man bei den Baslern nicht — und sie beweisen es uns gerade in diesen gegenwärtigen Kriegzeiten immer wieder neu, was man Zustande bringen kann, wenn man fortschrittlichen Gedanken zur deren Verwirklichung hilft. Aus all dem Gesagten ersieht man also, dass dieser Kanton wirklich an der Spitze aller schweizer, Strafanstalten marschirt mit seinem Strafvollzug.

Den uns ein genaues Bild vom Leben des Gefangenen<sup>4</sup> in dieser Anstalt zu geben, wollen wir einen solchen von seinem Eintritt — bis zu seinem Austritt im Geiste folgen.

Beim Eintritt des Gefangenen in die Strafanstalt wird derselbe zuerst dem Direktor zugeführt, und zwar noch in seinem Zivilkleiden, nicht wie anderswärts üblich, schon als eingekleideter Gefangener. Und das hat sein Gutes! Schon das Bild der äusseren Erscheinung, kann dem Anstaltsleiter oft wertvolle Aufschlüsse vermitteln über die Person des neuen Sträflings, denn einmal eingekleidet als Gefangener, sind hier schon eine ganze Anzahl persönlicher Dinge ausgeschaltet, die doch überaus wertvoll sind, um sich von dem "Neuen" ein klares Urtheil zu verschaffen, das zu einer gerechten Beurteilung seiner Person erforderlich ist.

Sobald erfolgt zunächst eine Aufnahme der Personalien und etwa einigen Fragen über die Ursachen die den Betroffenen nun hieher gebracht haben. Der Direktor ist jetzt mehr oder weniger schon im Bilde, welcher Arbeitsbetrieb der Mann passend zugeteilt werden kann. Hat der Mann einen Beruf erlernt, dessen Handwerk in der Anstalt ausgeübt wird, teilt man ihm diesem zu, insofern gerade Platz da ist, denn die Stellen, die als Arbeitsraum zugleich benützt werden können, sind Anzahlbeschränkt. Ist dies nicht der Fall, so wird er vorübergehend einem anderen Gewerbebetrieb zugewiesen. Bei anderen Gefangenen, die kein Handwerk erlernt haben, wird natürlich vom Direktor Rechnung getragen, dass sie einem Gewerbe zugeteilt werden,

der ihre Tätigkeit und Biegung, in geistiger und körperlicher Hinsicht am meisten zusagt. Aber auch noch andere Faktoren sind massgebend für die Arbeitsverteilung. Der Grad der Beschäftigungsgrad der einzelnen Arbeitsbetriebe der Anstalt. Und dieser ist an verschiedenen Strafsenften sehr ungleich. Ferner, ob der Einzelgefange eine Straffzeit von kurzer oder längerer Dauer zu verbüssen hat. Mancher, der eine mehrjährige Strafe zu verbüssen hat, ist nach seiner Entlassung nicht mehr befähigt jene Beschäftigung auszuüben, oder in jener Branche Stellung zu finden, die ihm zuvor Lebensunterhalt bot. Für diese gilt es vorerst, dass sie in der Straffzeit ein Handwerk erlernen, das ihr späteres Fortkommen sichert, sofern dies ihrem Alter entsprechend noch möglich ist. Ebenso muss für die relativ vielen jugendlichen Gefangenen, die noch gar keinen Beruf erlernt haben, in dieser Beziehung Rücksicht und Vorsorge getroffen werden.

Hier kommt es nun auch ganz speziell wieder auf den betreffenden Anstaltsdirektor an, wie er sich dazu stellt, und ob er <sup>die</sup> nötige Rücksicht und den guten Willen dazu hat. Nicht bei allen Direktoren die ich kennen lernte traf dies zu wie wir bereits in vorhergehenden Kapiteln gesehen. Im Basel jedoch fand man es unter den Direktoren Wilmann und Kyffeler.

Ist also auch dieser Punkt erledigt, nimmt der Herr Oberaufseher, oder wenn gerade abwesend, sein Stellvertreter den Gefangenen in Empfang. Nach er trägt zunächst den

Man in seine Bücher ein, verabschreibt ihm die betreffende Nummer, als welche er als Gefangener eingeschrieben ist und die nun während seiner ganzen Strafdauer zur Stelle seines bürgerlichen Geschlechts und Rufnamens gilt. Diese Nummer hat jeder, bei jedem Gang den er aus seiner Zelle macht, auf der linken Brustseite zu tragen, wo an der Jacke ein Knopf speziell dafür angebracht ist. Dann erhält er die Vorschriften für die Hausordnung, die ihm über sein Verhalten in der Anstalt, den Verlauf der Tageseinteilung, wie Beginn und Ende der Arbeit, Schlafzeiteneinnahme, Freizeit u. a. aufzuzählen sollen. Ebenso erhält er jetzt seine Leib- und Bettwäsche, Kamm, Spiegel und Seife. Alle 14 Tage <sup>ein</sup> Nachhemd.

Ist dies in Ordnung, erscheint der Hofschieber, der gewöhnlich zugleich als Krankenvorsteher amtiert und nimmt ihn in Empfang. Dieser schneidet ihm zunächst Bart und Kopfhaare kurz, gibt ihm ein heisses Bad und kleidet ihn dann ein. Sodann bringt er ihn dem Oberaufseher zurück, der ihn nun in seine Zelle führt und ihm noch diese und jene Dinge sagt, die nirgends geschrieben stehen und doch täglich vorkommen. Die Nummer wird jetzt an der Tür aussen aufgehängt, diese geschlossen und der Herr Ober entfernt sich.

Tamit ist nun der eigentliche Eintritt des Gefangenen formell erledigt, bis auf die ärztliche Untersuchung, auf die wir an anderer Stelle zu sprechen kommen.

Wir wollen nun unseren Blick zunächst auf die Anstalt selbst richten:

Diese Strafanstalt liegt heute im Zentrum der Stadt. Das war nicht immer so, denn noch zu Beginn dieses Jahrhunderts war das Gebiet der Spitalstrasse, wo sie steht, noch jenen Seite zu, meist unbearbeitetes Land, das man als Peripherie der Stadt bezeichnen konnte. Das hat sich in den letzten vier Jahrzehnen gewaltig verändert durch den Aufschwung von Handel und Industrie, den Basel in dieser Zeit erlebte, durch welche sich die Stadt nach jeder Richtung, wo sie Raum hatte ausdehnte und so ihren inneren Kreis vergrösserte.

Der Bau des Gefängnisses besteht aus drei Flügeln, in welchen die Zellen und die Arbeitsäle eingebaut sind. Ein vierter Teil, der dem Ganzen eine Kreuzform verleihen würde, wenn er nicht nur halb so lang wäre wie einer dieser drei Flügel, bildet den Eingang der Anstalt. Er besteht aus einem Hochparterre und zwei oberen Stockwerken. Im Erdgeschoss liegen die Büroräume des Direktors und der Verwaltung, sowie ein Zimmer für Pförtner, oben befindet sich die Wohnung des Direktors und des Verwalters. Darunter kommen noch zwei Zimmer die nach innen zu liegen im obersten Stock, deren Eingang in Zellenbau ist. Sie dienen dem Arzt <sup>als Apotheke</sup> und dem Oberaufseher als Lingerie. Der Kuppelbau über der Kirche.

Das Gebäude selbst ist aus rotem Quadersteinen und Steinmauerwerk erbaut und hat nach Aussen hin einen braunroten Brauneisenwurf. Für die Eingangshalle ist in einem hellgrünen Ton gehalten. Das Ganze umschliesst

eine circa 5 Meter hohe Mauer, die auf ihrer äusseren Seite 6 von grüner Laubhecken überspannt ist. Innerhalb dieser Ringmauer befindet sich noch links und rechts ein kleiner Garten für Direktor und Verwalter, sowie zwei grössere Teile, von denen der eine als Spazierhof, der andere als Holzplatz dient.

Hier hat man blickigerweise beim Bauen, die Arbeitsäle auf das Ende der einzelnen Flügel verlegt und nicht wie beispielsweise in Regensdorf (Zürich) und manchen anderen Orten nach der Mitte hin, so dass hier das Licht von drei Strassenseiten hell und voll hereinfluten kann. Die Arbeitsäle sind gross und luftig; neun grosse Fensterflügel können in der warmen Jahreszeit den ganzen Tag offen gehalten werden, dazu kommt, dass sich auf dieser Seite wo die Arbeitsäle sind, nur durch die Strasse getrennt, eine schöne Parkanlage befindet, die eine gewichtige Luft spendet. Der Bodenbelag ist mit Parket und wird jeden Samstag mit Mahlspänen aufgerieben und gewischt. Die Zellen der Gefangenen haben Steinböden, die ebenfalls allwöchentlich geölt und glänzend gerieben werden. Die Wände sind bis zu halber Höhe mit Ölfarbe und der obere Teil mit Leinwand gestrichen, um jeden Staub leicht entfernen zu können. Auch in gesundheitlicher Hinsicht und Reinlichkeit übertrifft diese Anstalt alle übrigen Strafanstalten der Schweiz. Die Zellen, die für in Einzelhaft befindende Gefangene dienen, in denen zugleich gearbeitet werden muss, sind

entsprechend grösser als diejenigen deren die am Tage in den Werkstätten gemeinsam arbeiten. Zur Stachelruke ist jeder allein in seiner Zelle. Das Mobiliar der Zellen besteht aus einem aufklappbaren Tisch und Bänkechen, sowie einer ebensolchen eisernen Bettstelle mit einer dreiseitigen Rosskavarnmatratze. Das heisst - es sind eigentlich drei grosse viereckige Polsterkissen die auseinandergelegt die Matratze bilden, was überaus praktisch und angenehm ist, da man auf diese Weise immer das am meisten eingedrückte wieder an eine andere Stelle legen kann als Ausgleich. Ist etwas defekt oder stark abgenutzt, erfolgt ohne weiteres nach Meldung beim Oberaufseher neuer Ersatz. An der Wand befindet sich ein Kästchen zur Aufbewahrung des Essbestecks, eines einen Liter fassenden Topfs für den Kaffee, Milch oder Tee, den es um 4 Uhr gibt, sowie des Brotes und eines Wasserkruges. Die Beleuchtung ist elektrisch. Ausserdem hat jeder in seiner Zelle das erforderliche Reinigungsgeräte. Hier findet man auch nirgends jene blauen Milchglascheiben, die das halbe Licht vorgehen, man gönnt dem Gefangenen den Ausblick ins Grüne und zum Himmel.

Jeder Gefangene erhält alle Samstag seine frische, saubere Liebewäsche und Handtuch, nebst einem weissen zum sein Essbesteck abzutrocknen; ausserdem bekommt er alle vierzehn Tage ein frisches Stachelkennel. Dassel löst auch jedem Gefangenen alle Samstag die Wohlthat eines warmen Bades zukommen, wobei jeder zuvor regelmässig

auf der Waage gewogen wird, um ein genaues Bild vom Ernährungszustand derselben zu erhalten. Auch in dieser Kontrolle spielt sie einzig dar, gegenüber allen übrigen Strafanstalten der Schweiz, welche dem Gefangenen nur einmal im Monat ein Bad zukommen lassen, und an manchen Orten nicht einmal das regelmässig. Und mit der Körpergewichtskontrolle begnügt man sich lediglich damit, dass jeder bei seinem Ein- und Austritt aus der Anstalt gewogen wird. -

Aber man lässt es in Basel - Stadt auch nicht nur mit dieser Gewichtskontrolle bewenden, sondern ergreift daher auch sofort die nötigen Massnahmen wenn bei einem Gefangenen eine Gewichtsunstetigkeit konstatiert wird, dafür zeige folgendes Beispiel:

Eines Tages brachte mir der Krankenwärter um 12 15 Uhr morgens einen Topf mit  $3\frac{1}{4}$  Liter Milch, und ich dachte, es müsse wohl ein Irrtum vorliegen, da ich mich zur Zeit gesundheitlich in jeder Beziehung sehr wohl fühlte; ich fragte deshalb den Wärter, was das zu bedeuten habe? Er gab mir nun die Aufklärung, dass ich um 100 Gramm abgenommen habe und vorderhand für 4 Wochen täglich diese Costramilch erhalte. -

O du lieber Himmel! - Ich war in anderen schweizerischen Strafanstalten, wo ich höchstoblich schon zum Skelett abgemergelt war, was selbst die Ärzte konstatierten, aber dass man mich deswegen einmal gewogen hätte

oder mir gar eine Milch zukommen liess, wäre keinem Mensch eingefallen!

Haus

Als Hausarzt waltete hier viele Jahre Professor Dr. Klemziker, der zugleich erster Physikus der Stadt Basel war und erst 1742 verstorben. Ich halte es für eine Dankespflicht, ihm an dieser Stelle zu bezeugen, dass er wohl der gewissenhafteste und gütigste aller Ärzte war, die ich in 36 Jahren meiner Gefangenschaft in den verschiedenen Strafanstalten kennen lernte. Für ihn galt der oberste Grundsatz als erste Bedingung seines Berufes: "Die erste Pflicht des Arztes ist: Krankheiten zu verhüten, nicht zu heilen!" und er hat diesen Grundsatz getreulich nachgelebt in Ausübung seines Amtes. Für ihn gab es keinen Unterschied ob der zu behandelnde Patient nur ein Gefangener war, oder irgend eine im Leben hochgestellte Person. Er war kranker, bedürftiger seiner Hilfe, und erhielt sie von ihm uneingeschränkt, mit seinem besten Wissen und Können. Nie hätte er einem Patienten eine Medizin oder sonst etwas verschrieben und angeordnet, ohne ihm zuvor auf sein Leiden hier gründlich untersucht zu haben. Dazu war er ein in jeder Beziehung mitfühlender Mensch, der gerade dem Gefangenen gegenüber ein stets warmes Herz bekundete. Und ich wüsste nicht, was man einem Arzt schöneres und besseres bezeugen könnte als das! -

Die Anstalt besitzt ein grosses, schönes Krankenzimmer mit mehreren Betten. Bei allen ernsteren Fällen wird der

Kranke jedoch ins Bürgerspital überführt und geniesst auch dort Behandlung und Verpflegung wie jeder andere Patient, er wird auch im gleichen Raum untergebracht mit anderen Kranken, und ausser der Spitaldirektion weiss niemand, dass er ein Gefangener ist. Es war mir dies vergönnt selbst feststellen zu können, da ich zufolge einer Bruch-Operation mit hinzutretender Blutvergiftung, über sechs Wochen im Bürgerspital lag während meiner Strafzeit.

Tatsächlich gibt es unter den Gefangenen besonders oft Simulanten und sogenannte eingebildete Kranke, denen es eigentlich nie wohl ist, wenn sie gesund sind. Jedoch der heutige Stand ~~der~~ Wissenschaft erkennt diese Leute schon gleich, und speziell Simulanten haben keine grosse Aussicht mehr auf Erfolg. Die Zahl der Heilbarkeit unter den Gefangenen ist sehr gering. Die Todesfälle sind gegenüber eine Seltenheit und erreichen nicht jenen Durchschnitt auf die gleiche Anzahl der Personen, die sich in Freiheit befinden. Und dort, wo sich der Tod einstellt, kommt es sich in den überwiegenden Zahlen von Fällen, um solche Personen, die schon mit der Krankheit behaftet als Gefangene eingeliefert wurden. Auch die Zahl der Selbstmorde in den Strafanstalten ist sehr gering, und es sind mir immer 36 Jahren Gefangenschaft nur sieben Fälle bekannt, die sich auf eine Gesamtzahl von circa 20,000 Insassen erstrecken.

Die Zahl der Gefangenen der Strafanstalt Basel

schwankt zwischen 85 und hundert männlichen Gefangenen. Die weiblichen Gefangenen betragen durchschnittlich 10% der Männer. Diese werden jedoch auf dem „Lohnhof“ gesondert gehalten, wo sie von Schwestern betreut werden.

Diese Anzahl von jetzt Prozent weiblichen Gefangenen gegenüber hundert männlichen, trifft im Durchschnitt auf alle Kantone der Schweiz zu. Über die Ursachen dieser grossen Minderheit der weiblichen Gefangenen gegenüber den Männern habe ich im 18. Kapitel des ersten Bandes gesprochen.

Die Gewerbe der Anstalt sind: Schreinerei, Schlosserei, Korbflechterei, Tapeziererei, Sattlerei und Hofschneiderei. Dieser letztere Betrieb ist wohl der stärkste dort, erfordert er doch drei Meister allein, die des Zuschneidens und Nadeln der Gefangenen besorgen. Ausser diesen Handwerken gibt es noch einen Holzschopf, wo für die Stadt Holz gespalten wird. Da sich die Anstalt inmitten der Stadt befindet, hat sie keinen Landwirtschaftsbetrieb und keine eigentliche Gärtnerei. Zwar hat sie einen Gärtnereimeister, der irgendwo in der Nähe ein Stück Pflanzland für die Anstalt mit Gemüse anbaut.

Für die handwerklichen Betriebe ist die Lage der Anstalt in der Stadt sehr günstig und es mangelt nie an Arbeitsaufträgen. Andererseits wird man heute wohl nirgends mehr eine Strafanstalt bauen, wo nicht zugleich

9  
ein Landwirtschaftsbetrieb damit verbunden werden kann, oder die überhaupt nur Landwirtschaft betreibt. Es ist aber auch dies dafür und davor, denn auch für die Landwirtschaft eignet sich <sup>nicht</sup> jeder Gefangene, und andererseits ist die Fluchtgefahr bei manchen zu gross. Man wird also auch in Zukunft darauf angewiesen sein, Strafanstalten mit beiden Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen, wie dies bis heute bei den meisten grösseren Strafanstalten der Schweiz der Fall ist.

Basel ist auch unser einziger Kanton, der schon seit mehr als zwanzig Jahren die 8 Stunden Arbeitszeit eingeführt hat, und damit dennoch das beste Arbeitsverhältnis von den Gefangenen erzielt in der ganzen Schweiz, mit Ausnahme von Neuchâtel, das eine Sonderstellung einnimmt und von dem ein späteres Kapitel berichtet.

Dieser Arbeitserfolg bei den Basler Gefangenen ist jedoch weit mehr auf andere Faktoren des dortigen Strafvollzuges zurückzuführen, als auf den Achtstundentag selbst, und es lohnt sich hier eingehender über diesen Punkt zu sprechen: Basel hat in erster Linie das sogenannte „Klassensystem“ abgelehnt, wonach — wie dies an manchen Orten geschieht — jeder Gefangene seine Straffreiheit in drei verschiedenen Klassen oder Stufen zu absolvieren hat, deren Verbleiben in den einzelnen sich in der Regel nach der Dauer der Gesamtstrafe richtet. Also beispielsweise der Mann hat zwei Jahre hart Urteil. Er kommt nur bei seinem Eintritt in die erste

Klasse, in welcher er bei diesem Strafmaße von 2 Jahren, in der Regel 6 Monate zu verbleiben hat. Während dieser Zeit ist er in Einzelhaft gehalten, auch bei der Arbeit. Hat er sich innert dieser Frist gut gehalten, wird er in die II. Klasse oder Stufe befördert. Die Gefangenen dieser Klasse werden zu gemeinsamer Arbeit zugelassen. Auch geniessen sie einige kleine Vergünstigungen, wie zum Beispiel Briefschreiben und der Empfang von Besuchen. Nach Ablauf der halben Strafdauer steigt er zur dritten Stufe auf, die ihm weitere Vergünstigungen bietet. Dieses System soll den Gefangenen zu guter Führung und vermehrtem Arbeitsfleiss anspornen.

Nun, also die Basler haben dieses Erziehungsmittel abgelehnt. Direktor Wistner sagte zu mir einmal, als ich mich mit ihm über diesen Gegenstand besprach:

"Wir wollen die Gefangenen nicht auch noch zur Reuelei erziehen!" Wir lassen jedem, vom ersten Tage an bei Wohlverhalten alle zulässlichen Dinge zukommen und behandeln alle gleich, und geben auch jedem von der ersten Stunde an 70% von seinem totalen Arbeitsverdienst!"

Sie, ich muss ihm beipflichten, er hat recht damit!" Und darin liegt das Geheimnis des Arbeitserfolges dieser Anstalt. Direktor Nyffeler sagte mir 1925:

"Wir können den Gefangenen das höchste pekuniäre aller Strafanstalten der Schweiz geben! Wir bezahlen

im Durchschnitt 42 Rappen an jedem, pro Arbeitstag!"<sup>10</sup>  
Das bedeutet, dass jeder Gefangene im Durchschnitt ein Arbeitsergebnis von Fr. 4.20 erreicht und somit mehr verdient, als dem Staat seinen Unterhalt kostet. Ich habe selbst Gefangene neben mir gehabt in dieser Anstalt, die als Berufsungelehrte es innert sechs Monaten so weit brachten, dass sie einen monatlichen Arbeitsverdienst von 200-220 Franken erzielen. Mein persönlicher Verdienst betrug im Monat durchschnittlich 300 Fr. und ich konnte somit monatlich 30 Fr. für mich zurücklegen. In Regensdorf, (Zürich) brachte ich es sogar auf 76 Fr. pro Quartal, währenddem ich in anderen Strafanstalten in einem ganzen Jahr kaum 30 Fr. pekuniär erhielt bei gleicher Beschäftigung, gleicher Arbeitsleistung und längerer Tagesarbeitszeit.

Leider gibt es noch viele Kantone bei uns, wo es in dieser und anderer Hinsicht sehr schlecht bestellt ist, wie wir im weiteren Verlauf meiner Schilderungen noch sehen werden. Ich habe schon verschiedentlich darauf aufmerksam gemacht, dass es ganz falsch sei, dem Gefangenen einen 10% igen Verdienstausschlag zu verweigern, und dass dabei der Staat selbst der Mehrgeschädigte sei, denn jeder Gefangene kann seine Arbeitskraft um volle 30% steigern wenn er will - und er tut es auch, wenn er sieht, dass er davon einen massenweisen Anteil hat. In allen Anstalten aber, wo man dem Gefangenen diese 10% nicht zugestehet, konnte ich stets feststellen, dass mindestens  $\frac{3}{4}$  der

Tausenden kein Interesse an der Arbeit zeigen, und nicht einmal die Hälfte ihrer möglichen Arbeitskräfte einbringen. Aber nicht nur das, viele von ihnen werden dadurch geradezu staatsfeindlicher gemacht Menschen, welche die Anstalt durch ihre Passivität schädigen und mit Absicht Arbeitsunwillig zerstören, oder gleichgültig beiseite werfen. Tausende von Frauen macht es oft pro Woche in <sup>dem</sup> einzigen Strafanstalt aus, was so zugrunde geht. Man sieht daraus also, dass es auch vom moralischen Standpunkt aus verwerflich ist, den Gefangenen keinen rechten Verdiensteil zuzubilligen.

Welchen Arbeitswettifer konnte ich aber in Basel feststellen! Jedem Monat bekommt der Gefangene sein Sparheft vorgelesen, in dem sein Verdiensteil eingetragen ist und er kann dadurch auch seine eigene Arbeitsleistung, von Monat zu Monat kontrollieren, und ich sah jedem ersicht darauf, sein Erträgnis zu steigern. Aus diesem Geld darf sich der Gefangene auch während seiner Straffzeit nützliche Anschaffungen machen, oder er kann seine Familie damit unterstützen. Uebrigens vergütet ihm am Jahresende die Anstalt sein Guthaben auf dieses Sparheft mit 5%, insofern es mindestens 100 Fr. beträgt. Man sieht also hier den Einfluss den es macht, ganz buchstäblich, und es wäre wünschenswert und nützlich, wenn man auch in den anderen rückständigen Kantonen einmahl zu dieser Einsicht käme, dass sie ja selbst doch selbst die am meisten Gesprellten sind!

Siehe muss da speziell an die Strafanstalt Witzwil, im Kanton

Bern denken. Gerade sie, ist ja die einzige schweizerische Straf- 11  
anstalt die, zufolge einer Anzahl ganz besonderer Umstände, in der glücklichsten Lage ist, dem Fiskus Millionenerträge abzuliefern, schämt sich nicht, die Gefangenen so gut wie leer ausgehen zu lassen. Im Jahre 1977/78 brachte diese Anstalt allein einen Reinertrag von über einer Million Franken für den Kanton Bern, und mir — der während eines Jahres höchstens 10 Fr. für die Anstalt verdiente, wovon 4 Fr. pro Tag Bringewinn des Staates war — entblödete man sich nicht, sage und schreibe, ganze zwanzig Franken Arbeitsanteil auszuhändigen. <sup>Im</sup> Als ich in Bern ein einfaches Mittagmahl eingenommen und die Forderkarte nach Zürich gelöst hatte, waren diese 20 Fr. aufgebraucht, und wäre ich da nicht zu Hause gewesen, so hätte ich am ersten Tage meiner Entlassung nicht einmahl mehr die Mittel gehabt für ein Stück Speise! —

In dieser Beziehung ist die Strafanstalt Witzwil der grösste Behauptungs- und zwar nicht nur für den Kanton Bern, sondern für unser ganzes Land! Wenn ich heute noch davon denke, in welcher erbärmlichen Kleidungsstücken ich dort viele Gefangene zur Entlassung kommen sah, die man kaum mehr als Fragmente bezeichnen konnte und bei der kältesten Winterszeit, dann ergreift mich die bitterste Empörung im Herz!

Ich empfehle jedem Leser dieses Buches, meinen Schilderungen über Witzwil, im folgenden Kapitel besondere Aufmerksamkeit zu schenken,

Heben wir nach diesem kurzen Glaubensabstechen zurück nach Basel.

Das Ernährungsproblem der Gefangenen, das jedem guten Gefängnisdirektor schon viel Sorgen und Kopfzerbrechen bereitet hat, haben die Basler in vorbildlicher Weise gelöst. - Ja für sie bestand es als solches überhaupt nicht, da die obersten Behörden selbst die Erkenntnis hatten, dass eine genügende und gute Kost auch für den Gefangenen ein unumstößliches Erfordernis sei, im Programm eines Erfolgversprechenden - Strafvollzuges.

Dreimal in der Woche gab es Fleisch zum Mittag, und zwar ein schönes und gutes Stück, und jedesmal in anderer Zubereitung. Das Frühstück bestand abwechselnd in einer vorzüglich mahlkaffee Melil und Bohnenuppe, Kaffee oder Kakao. Das Mittagessen wies stets Suppe und zwei Gemüse auf. Um 1/4 Uhr gab es wiederum einen Liter Kaffee, Tee oder Schokolade. Zum Nachtessen desgleichen und einen Teller voll Compot oder Marmelade. Auch gesottene Eier kamen oft auf den Tisch zur Salatszeit, ausserdem erhielt jeder täglich ein Pfund schönes Weissbrot, und was damit zu wenig hatte, konnte eine Zulage haben. Hier - was das Essen im allgemeinen anbelaugt, darf man ruhig gestehen, dass es in allen Strafanstalten der Schweiz, genügend und mehr gibt, als in irgendeinem <sup>unserer</sup> ~~ihnen~~ Nachbarländern. Der Gefangene ist im Durchschnitt ein Quantitätstier, aber nicht jeder Tierweiser will auch ein gut zubereitetes

Essen haben. Gerade darin passiert es aber in vielen unserer Strafanstalten. Nichts ist ärgerlicher, als wenn der Gefangene die Tatsache vor sich sieht, dass die ihm verabreichte Kost ihn vollständig befriedigen würde, wenn sie schmackhaft zubereitet wäre. Hunderttausende von Litern Speisen aller Art sah ich demzufolge jährlich in die Schweinetröge oder Aborte werfen. Der Gefangene hatte genug zu essen vor sich, aber zufolge seiner sprödligen Zubereitung, musste er es wegschütten. Die Folge davon: Tausende und abertausend Flöhe auf die Strasse, den Stadt und alle jene, die mit der Zubereitung zu schaffen haben. Unlust zur Arbeit und störrisches Benehmen. Tausende von Kopfliche aller Art in der Anstalt, haben ihren Ursprung lediglich in diesem einzigen Mangel. Andernorts kommt es auch vielfach vor, dass eine gänzlich unpassende Zusammenstellung der Speisen erfolgt. Ich habe an anderer Stelle eine Anzahl solcher Menüs als Beispiele wiedergegeben.

In dieser Beziehung aber muss ich jetzt die Strafanstalt Basel hervorheben und loben. Hier war alles stets gut zubereitet und gut ausgewählt in der Zusammenstellung. Und wenn man das zu erlauben? Einzig diesen beiden sich folgenden Direktoren, die der Küche ihre ganze spezielle Aufmerksamkeit zuwenden und stets selbst die Kost probieren. Ihnen und allen jenen die es so halten, sei an dieser Stelle noch der besondere Dank ausgesprochen, denn es gibt zum Glück noch einige weitere Direktoren dieser Art!

Neben solcher lieblicher Naturung, bietet Basel seinem Gefangenen auch eine entsprechend geistige. Eine schöne reichhaltige Bibliothek steht jedem zur Verfügung; die ausserdem den Vorzug besitzt, katalogisiert zu sein, so, dass jeder die ihm zugesagte Lektüre selbst wöhlen kann. Dies ist zugleich ein gutes Hilfsmittel für die Beurteilung der geistigen Einstellung eines Lesers. Alle acht Tage findet ein Bücherwustausch statt. Ausserdem erhält jeder Gefangene wöchentlich eine Lesemagazin mit verschiedenen Familien-Zeitschriften, sowie religiösen Blättern, Broschüren aller Art und auch der Schweiz. - Illustrierten Zeitung, so dass jeder Gefangene auch Kontakt hat mit den Weltgeschehnissen ausserhalb der Mauern, die ihn umgeben. Begab sich aber sonst etwas Ausserordentliches in der Welt, so kam der Austausch geistliche in die Arbeitsäle und las es uns aus der Zeitung vor, und man liess während dieser Zeit die Arbeit ruhen.

Zu alle dem wird den Gefangenen noch fast jeden Sonntag von Vereinen ein Gesangs oder Musikkonzert geboten. Im Winterhalbjahr findet alle 14 Tage ein belehrender, wissenschaftlicher Vortrag statt, die meistens von in Basel lebenden Gelehrten gehalten werden. Diese Vorträge finden auch stets eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft und werden von den Gefangenen durch starken Applaus verdonkt. Da sie stets an Wochtagen abgehalten werden, ist davon mit der Vesperzeit schon Arbeitsschluss.

Am Weihnacht ist auch hier eine schöne Fier mit sehr reichlicher Beschenkung an Gaben für alle Sträflinge.

Als besonderes möchte ich noch lobenswert hervorheben, dass 13 zur Reifezeit des Obstes sehr viel Beeren, Kirschen, Aprikosen, Äpfel und Birnen an die Gefangenen verabfolgt werden, in gekochtem und rohem Zustande, etwas, das ich in so manchen anderen Strafkosten halt schwer vermissen musste.

Jeder Gefangene darf sich täglich eine halbe Stunde im Freien bewegen. Da nur ein kleiner Hof zur Verfügung steht, geht jeder Arbeitsbetrieb für sich spazieren. Der Allgemeynen ist diese Zeit für jede Abteilung nach bestimmten Tagesstunden geregelt, bei regnerischer Witterung jedoch geht man sobald es eine Weile schneit, so dass es höchst selten vorkommt, dass man an einem Tage garnicht hinaus kann.

In seiner Freizeit kann der Gefangene kleine Arbeiten für sich verrichten und dies oder jenes aufertigen für seine persönlichen Zwecke, für seine Familie oder Bekannte. Das Material dazu kann er sich aus seinem Ferkulum beschaffen. Ebenso ist es jedem gestattet allmonatlich einen Brief zu schreiben und einen Besuch zu empfangen, wobei ihm auch ein kleines Geschenk an Obst, Schokolade oder dergleichen mitgebracht werden dürfen.

Auch hier gilt im täglichen Leben das Schweigegebot, aber man wendet es nicht in rigoroser Weise an, denn man weist aus langer Erfahrung, dass es schädlicher ist dem Gefangenen jedes Wort mit seinen Mitgefangenen zu verbieten, als ihm hier und da einen solch kleinen Schwatz zu überlassen. Es ist schon oft und viel über diesen Punkt

des totalen Schweigens diskutiert worden. Ich war in Strafkostenanstalten wo es dieses Verbot nicht gab und jeder frei mit dem andern sprechen konnte. Aber auch ich muss bekennen, dass auch dies mehr Schatten als Lichtseiten hat, und ich finde, dass man auch in dieser Beziehung in Basel den rechten Weg eingeschlagen hat. Ich muss hier nur an die zweite Strafkostenanstalt des Kantons Bern denken; "Tharberg". Dort gab es dies Verbot auch nicht, aber gerade dadurch wurde der Aufenthalt manchem Gefangenen geradezu zur Hölle gemacht, denn es bildeten sich stets einige Gruppen untereinander, die gegenseitig alles aufboten um den Hinterschleichen für ihre Partei zu gewinnen. Und unter diesen zwei Hauptparteien haben sich immer wieder vier oder fünf gleichgesinnte zusammenschlossen, und es kam zu Kämpfen aller Art. In dem zweierziger Jahren oder war es noch während des ersten Weltkrieges, ich weiss den Zeitpunkt nicht mehr genau, kam es so weit, dass Gefangene auf ihre eigene Rechnung Geschäfte machten und einen ganzen Bahnwagen voll Waren von der Anstalt verkauften und das Geld unter sich teilten, aber dessen nicht genug, sie gingen noch weiter, und versuchten eine regelrechte Hypothek auf die Gebäulichkeiten der Strafanstalt aufzunehmen, - - -

Eines Tages besuchte mich in Basel in meiner Zelle bei der Arbeit Herr Direktor Stöffler mit noch einem anderen Herrn, der die Anstalt besichtigen kam,

und denn er eben auch zeigen wollte, wie der Gefangene<sup>14</sup> in der Einzelhaft lebt. Wie war er aber erstaunt, als er sah, dass der besuchende Herr gleich auf mich zutrat und mir herzlich die Hand schüttelte.

"Ja so ihr Kenner und?" sagte er, sowohl wir konnten uns - eben von Tharberg her. Es war der Missionar Löderach aus Bern, der in regelmäßigen Zeitabständen die Gefangenen jener Anstalt besuchte. Dieser Mann war 12 Jahre unter den Basken gewesen als Missionar und erklärte mir in Gegenwart Stöfflers, gestern sei er wieder einmal in der "Hölle" gewesen.

Damit wendete er eben Tharberg. Er setzte sich zu mir auf den Arbeitstisch - wie er es zu sein pflegte wenn er nach dort kam und erzählte, wie es ihm gestern da wieder gegangen sei. Als er ihm von der Schleuderei, wo gegen dreissig Gefangene arbeiten eintrat, rief ihm einer laut zu: "Bleib draussen! du verfluchter Spion, dich brauchen wir nicht!" Ja - solche und ähnliche Beispielen waren ihm in jener Anstalt nichts selbster und er sagte selbst, er habe unter den Wilden Afrikas keine Dinge erlebt, wie in Tharberg, das sei wirklich eine Hölle in der Wüste wachster Temperung!

Wie sind solche Zustände in einem Lande, wie bei uns, möglich?

Ich habe mich 1935 mit dem dortigen Direktor Baumgartner (heute ist ein anderer) über diese Sache

besprochen, und ihm direkt gesagt: Ich verstehe nicht, dass Sie für so traurige Zustände, wie sie in dieser Anstalt bestehen und die Ihnen ja bekannt sind, keine Abhilfe schaffen!"

Worauf er mir erklärte: Er wisse allerdings, dass dem so sei, und er habe es bereits einmal versucht, aber es sei dann deshalb zu so schweren Ausschreitungen gekommen, dass sie zwei Übergefangene halb tot schlugen, und er selbst sei seines Lebens nicht mehr sicher gewesen.

Wenn, was diesen Empfang der Herrn Pfarrer anbelangt, muss ich gestehen, dass es auch Geistlichen in andern Strafanstalten oft nicht besser erging, wie ich selbst mitanhören konnte. Auf manche Leute wirkt sein Erscheinen eben, wie ein rotes Tuch, auf einem Stier. Sie glauben dann immer, er komme lediglich um mit ihnen über religiöse Dinge zu sprechen, was in Wirklichkeit gar nicht der Fall ist. Diese privaten Besuche sollen den Gefangenen vielmehr Gelegenheit geben, mit ihm über all das sprechen zu können, was ihn innerlich bewegt und über das er sonst mit Niemand reden kann. Hintersicht gelten sie als offizielles Sprachrohr bei der Direktion für den Gefangenen, und müssen zufolge dessen auch sehr viel Klagen über dies und das, was der Hiesige nicht als richtig und gut befindet im Betrieb der Anstalt mitanhören. Wird dann letz nicht gleich, oder gar nicht - weil unmöglich, oder unbegründet eine Änderung dieser Dinge herbeigeführt, so machen sie eben dem Herrn Pfarrer dafür verantwortlich

und stellen sich gegen ihn ein, wobei sie dann gewöhnlich zugleich die Religion mitschuldig daran erklären und sie ablehnen. 15

Kein, es ist in der That keine leichte Sache, ständiger Seelsorger an einer Strafanstalt zu sein, und es brauchen deshalb dazu ganze Menschen. Menschen von grosser innerer Erhebenheit und nieversagender Hilfsbereitschaft, gepaart mit einem ebenso grossen, nie wankenden Optimismus. Solche Männer sind aber rar! Und ich habe denn auch unter den zahlreichen Geistlichen, die ich in meiner 35-jährigen Gefängniszeit kennen gelernt nur drei gefunden, die alle diese guten Eigenschaften besaßen.

Als einen dieser Drei muss ich hier den protestantischen Pfarrer Karl Stückelberger in Basel bezeichnen, der über dreissig Jahre an der dortigen Strafanstalt gewirkt hat zum Segen vieler tausend Gefangener. "Ehre seinem Andenken!" - Er war einer von denen, "der trotz allen Enttäuschungen nie an der Unwandelbarkeit der Liebe und Güte zweifelte, und immer wieder hoffte und glaubte und half, wo andere einen Menschen längst aufgegeben hatten. Und der nie einen Unterschied machte zwischen den Gläubigen anderer Konfessionen. Und in den mehr als 500 Sonntagspredigten die ich von ihm hörte, auch nie - und mit keinem Hauch - auf eine andere Religion ausgespielt hätte. Noch einmal: "Ehre seinem Andenken!"

Auch dem langjährigen, nun verstorbenen Wächter Maximilian muss ich das Ergebnis ausstellen, dass er sein Amt mit viel Verständnis und Umsicht geführt hat. Für jede praktische Tätigkeit, die sich auf diesem oder jenem Gebiete der in der Anstalt betriebenen Handwerksberufe zeigte, hatte er ein Interesse und machte Vorschläge, Ebenso war er in seinem Verkehr mit den Gefangenen ein Mann, mit dem sich reden liess.

Aber in dieser Anstalt darf ich auch allen übrigen Angestellten, ohne Ausnahme, das Lob spenden, dass sie ihre, nicht immer leichte Aufgabe, mit grossem Takt und viel edler Hingabe durchgeführt haben. Und das ist etwas, das ich nur von den Angestellten weniger Strafanstalten sagen kann. Indessen in jedem Ort fand ich solche.

Man muss hingegen nicht vergessen, dass das Werkmeister sein, in einer Strafanstalt viel schwerer ist, als in irgend einem Betrieb draussen. Schon deshalb, weil er sich da seine Leute nicht aussuchen kann; er muss jeden anschauen den ihm der Direktor in die Werkstätte zuweist, gleichviel ob er intelligent, schwerbegrifflich, willig oder unwillig, gut oder bösgewarnt und störrisch sei. Ferner hat er es hier meistens mit Ungelernten zu tun, die er erst in seinem Beruf einweisen muss, anderseits sind diese Leute oft schon in fortgeschrittenem Jahren und lassen sich von einem viel jüngeren Meister nicht gerne befehlen. Man hat aus diesem Grunde, in früheren Zeiten keine Werkmeister unter 36-40

16 Jahren eingestellt. Heute ist das Gegenteil der Fall. Muss ein Meister doch volle 35 Jahre an einer Strafanstalt sein, um in den Besitz seiner vollen Pension zu kommen, Das ist aber ganz entschieden zu lang, wenn man bedenkt, dass auch er sein Leben hinter diesen Mann verbringen muss, und sein ganzer Dienst in einem sehr strengen Folgeleib dahingehet und ihm viel weniger Zeit bleibt sich seiner Familie zu widmen, als wenn er Meister in einem freien Betrieb wäre. Dazu kommt, dass er nur alle 14 Tage den Sonntag für sich hat, und in manchen Strafanstalten muss er noch jede andere Woche das Wachen in der Anstalt schlafen. (Wache.) Jeder Angestellte hier sollte auch in der Psychologie etwas bewandert sein, denn viele unter den Gefangenen sind seelisch kranke Menschen, die oft lange brauchen, bis sie sich in ihrer veränderten Schicksalslage zurecht finden. Dazu kommt, dass gerade in der ersten Zeit seiner Einlieferung in die Anstalt mancherlei unangenehme Momente an den Gefangenen herantreten, in einer Zeit, wo er ohnehin schon innerlich ganz aufgewühlt ist. Fast könglich wird er zur Direktion berufen, um über irgend etwas Auskunft zu geben — und meistens handelt es sich um keine unangenehme Sachen und Dinge — die ihm nochher wieder Stundenlanges Kopfschmerzen machen, oder er erhält einen Brief von einer Behörde, von seinen Angehörigen, der ihm wieder eine neue schlechte Botschaft bringt. In solchen Stunden behaft manchen ganz verstärt an seinen

Arbeitsplatz zurück und ist dann oft für Tage lang gar nicht befühligt seine Gedanken auf die Arbeit zu konzentrieren und es laufen ihm deshalb diese und jene Fehler bei der Arbeit unter. Erkennt man ein Meister diesen oft geistesabweisenden Zustand des Gefangenen nicht, so ist nicht die gebührende Rücksicht darauf und erhält ihm im Hinblick dessen jetzt einen begangenen Fehler bei der Arbeit nicht zu starken Rüge, gerätet manchmal man in eine direkte Wut auf diesen Meister und es entstehen dann aufgebrachte Wutwechsel, die dem Gefangenen unter Umständen jetzt wie der eine Disziplinarstrafe eintragen. Ein Meister muss also auf solche Hinweisen des Gefangenen Rücksicht nehmen, und vor allem - er muss deren Ursachen erkennen.

Eine ganz besonders schwierige Stellung in einer Strafanstalt nimmt der Herr Oberaufseher ein. Man könnte ihn ruhig den "Minister des Innern" bezeichnen. Er ist der für alles was in der Anstalt unter den Gefangenen und den übrigen Angestellten vorgeht verantwortliche Mann. Auf ihn häufen sich alle Reklamationen der Insassen zuerst. Ihm wird alles Unliebste zugeschoben. Er sollte den ganzen Tag an mehreren Orten zugleich sein. Einen unbeschäftigten Teilpunkt des Tages gibt es bei ihm überhaupt nie, so lange er in der Anstalt ist, und verlässt er sie, um nachhause zu gehen, stürmen immer wieder Gedanken auf ihn ein mit der Frage: "Hast Du nicht noch dies oder jenes vergessen? Oder: Was ist wieder alles zu tun, wenn ich zurückkehre? Ich glaube sein

17  
Dienst lässt ihm selbst im Schlaf keine Ruhe und verfolgt ihn im Traume. Täglich hat er hunderte von Befehlen und Anweisungen entgegenzunehmen und selbst zu erheilen. Fragen aller Art treten an ihn heran, und auf alle soll er Ausbeute und richtige Antwort geben. Er muss alle Verhandlungen der Direktion, die diese im Laufe der Jahre herausgibt - und es sind oft in einem einzigen deren hundert - auswendig wissen! Die 70 und mehr Paragraphen der ständigen Hausordnung und das ganze Dienstreglement der Anstalt, das ein Buchlein für sich ist, muss er im Gedächtnis haben, wie <sup>mit</sup> einer Grammatikplatte, jederzeit bereit, sich darauf berufen zu können, oder darauf hinzuweisen. Tag um Tag kommt der königliche Ein und Austritt der Gefangenen, den er vorbereiten und erledigen muss. Dann hat er wieder Verordnungen der Gefangenen vorzunehmen. Aber es ist keine ein Angestellter erlaubt und nicht erschienen, da muss er mit den anderen wieder hantieren in der Feinbearbeitung, dass doch alles reibungslos im Hause vor sich geht. Tag um Tag sehen all diesen klingelt wieder das Telefon. Das ist aber alles nur noch ein Bruchteil seiner täglichen Aufgaben, und es wäre schlechthin unmöglich alles aufzuführen, was ihm obliegt. Man muss sich in ihm einen Menschen vorstellen, der ein Tüpfel Hände und Füße haben sollte und es doch nur mit zwei bewältigen muss. Und bei all dieser Arbeitslast soll er für jeden, der mit einem Anliegen zu ihm kommt, ein freundliches Gesicht machen und jeden zufrieden stellen.

Und diesen Mauer, von dem soviel gefordert wird, kann nur selten die Genugthuung, für sich registrieren, dass seine Arbeitsleistung, an höherer Stelle auch richtig gewürdigt wird.

Diese Posten stellt an seinen Inhaber die stärksten Nervenproben und es kommt deshalb selten vor, dass einer zur Geniesung der Pension gelangt, die meisten sind vorher verbrannt und sterben vor der Zeit. —

Was den viele Jahre in Basel gewesenem Oberaufsicht Häftlingen anbelangt, so kann ich nur sagen: "Er war einer von denen, die diesem Kunst voll und ganz gewachsen sind." Ein Mann mit gutem Herz und Willen, den ich nie versagen sah."

Er ist jetzt in Ruhestand getreten. Möge es ihm vergönnt sein, ihm noch lange in Gesundheit zu genießen."

Und sollten ihm diese Zeilen noch zu Gesicht kommen, hat er doch gesehen, dass sein Wirken von den Gefangenen selbst anerkannt wurde.

Zwei Monate vor der Entlassung eines Gefangenen wird all das durch die Direktion angeordnet, was ihm die Rückkehr in die Freiheit und die nächste Zukunft erleichtern soll, unter Mithilfe der "Patronage", eines Gefangenen - Fürsorgevereins.

Hier ist es in erster Linie die Anstalt selbst, die dem zu Entlassenden mit bester Vorsorge entgegen kommt. Dem weitans meisten Gefangenen fehlt es beim Austritt an den nöthigen Kleidungsstücken, sowie Leibwäsche und Schuhe, um als unabhängiger Mensch in die Gesellschaft

der Allgemeinheit zurückkehren zu können. Und dem 18 abgehenden, kommt die Direktion bei Ausverkaufsgelagenheiten in der Stadt Kleider, Wäsche und Schuhe, die dem Gefangenen möglichst sind mit seinem Pektium selbst zu bezahlen. Andererseits sammelt sie solche Dinge von Gönnern für die Gefangenen und gibt sie ihnen unentgeltlich ab. Und diese Spenden fließen in Basel sehr zahlreich. Neben keinen Umständen wird hier einer entlassen, dem es an solchen Sachen mangelt, ohne dass ihm geholfen wird.

Und keiner geht aus ihren Mauern ohne nicht mindestens 25 Fr. in der Tasche zu haben. Ist es ihm zufolge einer kurzen Strafdauer nicht möglich gewesen, selbst so viel zu ersparen, legt die Patronage das fehlende zu.

Aber es gibt viele Fälle, wo diese Fürsorgehilfe in noch viel weiteren Weise beibringt, namentlich wo es sich um Familienwäter handelt. Schon manchem Gefangenen ist durch sie zu einer eigenen Existenz verholfen worden.

Zum Schluss muss ich hier auch noch speziell einer Frau gedenken, die sich vielfach der Gefangenen mit unübertroffener Liebe annahm und für sie sorgte. Es ist dies die Gattin des gewesenen Direktors Hüpfeler in dort. Auch sie hat in echt frommlicher Weise ihrem Mann tatkräftig, in seinem Kunst beigetragen und <sup>sich</sup> den Dank aller Gefangenen ehrlieh verdient. er sei ihr darum auch an dieser Stelle noch ausgesprochen.

Nachtrag: Auch die Disziplin in dieser Anstalt war sehr gut, und Disziplinarstrafen wurden und mussten sehr wenig verhängt werden. Zwei Hauptgründe hierfür dürfen hier besonders hervorgehoben werden:

Erstens haben sich die beiden erwähnten Basler Direktoren bewusst gegen häufige Anwendung von Verhänger- und Arreststrafen gehalten, denn sie sagten sich, dass der Mensch dadurch niemals gebessert, wohl aber für dauernd zu einem recidivanten, für alles Gute unzugängliche Gefangenen gemacht werden könne. Und es wäre auch in seinem Widerspruch gestanden zu dem von ihnen sonst angewandten System, dem Gefangenen nur mit Güte und Liebe zu erziehen und zur eigenen Einsicht zu bringen. Sie versprochen sich viel mehr, von einem väterlichen Ermahnung und nachforschen der Ursachen, die zu öfterem Missbrauch der Hausordnung führten. Hatten sie diese herausgefunden, bekämpften oder beseitigten sie diese. Und es soll hier gesagt sein, ihre Methode hat ihnen recht gegeben und sich vollumfänglich bewährt!

Das ist doch voller Erfolg einer Erziehungsmethode, wenn Gefangene frei von sich aus erklären: "sie wollen dies oder jenes nicht thun, wenn des Direktors Willen, denn er sei ein guter Mann!" Solche Aeusserungen habe ich aber sehr oft von Gefangenen dort, aus ihre Kollegen mitangehört.

Ich habe auch selbst in all den Jahren die Beobachtung gemacht, dass Gefangene in den Meldeheftchen nur dann recidiviert wurden, wenn eben in der Hausordnung selbst grobe Fehler vor lagen, oder wenn ihnen unrechtmässig etwas

vorenthalten wurde, das ihm von Gesetzeswegen zukam.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache: "Im Strafrapport einer Anstalt spiegelt sich der ganze Charakter eines Direktors selbst!" Ein Direktor oder viele Disziplinarstrafen verhängen muss, stellt sich immer das Zeugnis aus, dass er es nicht versteht richtig zu regieren! -

Der zweite Grund, warum die Hausordnung mehr respektiert und Arreststrafen von den Gefangenen selbst mehr verübt werden liegt darin, dass jeder Gefangene der sich eine Arreststrafe zuzieht, im betreffenden Monate auch der Hälfte seines Verdienstaubeils verlustig geht, und das möchte jeder vermeiden! -

In Anstalten wo man dem Gefangenen so gut wie gar nichts gibt, fällt dieser Umstand natürlich weg. -

In Basel und Zürich aber, sowie in Liestal (Kt. Baselland) und vielleicht noch andernorts, wo den Gefangenen seine 10% Verdienstaubeil erhält, kommt es ins Gewicht.

Als Disziplinarstrafen kommen einfacher Arrest und Dunkelarrest, mit und ohne Kostentzug zur Anwendung.

Ersterer besteht darin, dass der Gefangene in eine Zelle kommt, in welcher sich nichts befindet, als Tisch, Bank und ein an die Wand hin aufgeschraubtes Bett, das ihm erst Abends heruntergelassen wird. Er ist also dazu verurteilt, den ganzen Tag ohne Beschäftigung zubringen zu müssen und ohne einen Lesestoff zu besitzen zur Zeitverkürzung. Auch kann es ihm passieren, dass er beim Essenaustheilen übergangen wird und nur das Geschirrklopperen hört, was nicht gerade zur Freude eines hungrigen Magens dient.

Bei Dunkelverrest bekommt der Gefangene des Nachts nur 2-3 Wolldecken und muss auf dem harten Lencenboden oder auf der Erde schlafen. Kost erhält er je nach Dauer der Strafe. Allgemeines Höchstmass 3 Tage. Muss Ausnahmsweise eine längere Dauer verhängt werden, hat zuerst der Arzt den Gefangenen auf seinen Gesundheitszustand zu untersuchen und sein Gutachten abzugeben. Im keinem Falle aber darf eine längere Dunkelverreststrafe gleich mehr als drei Tage durchgeführt werden. Es muss mindestens ein Tag und eine Nacht abgemessen liegen, welche der Gefangene in seiner Zelle verbringt, bei voller Kost und Strohstruhe.

Als einzigen Fall in allen Schweizerischen - Strafanstalten, muss ich in Basel noch als besonders lobenswert hervorheben, dass dort auch jeden Monat jeweils der das Justizdepartement innehabende Regierungsrat persönlich zu jedem Gefangenen kommt und ihn fragt: "Haben Sie eine Bitte oder Beschwerde vorzubringen?"

Und ich habe konstatiert, dass das nicht nur bei der Frage bleibt, sondern dass auch der geringste Fall behandelt wird. "Dem sage ich Ordnung!"

"Hut ab! vor Euch Rostrern" und allen übrigen Kantonen wärmstens zur Nachahmung empfohlen!"

## Die Bernische Strafanstalt Thorberg.

(XXXIII. Kapitel.)

Der Kanton Bern besitzt zwei Strafanstalten. Mitzwil und Thorberg. Die Erstere gilt als berüchtigt, die Letztere als berüchtigt. Von dieser will hier zuerst berichten.

Thorberg liegt ziemlich weit abseits von der Baluklinie, auf einem Felsen über dem Dorfe Krauchthal. In früheren Zeiten war es das Schloss des bekannten Roubitters Peter von Thorberg, (der schwarze Peter genannt.) Heute also dient es dem Kanton Bern als Zuchthaus. Aber diesem alten Schlossbau wurde dann ein Neubau zugefügt, (ein sogenanntes Kellergefängnis.) Aber auch dieser Bau dürfte schon 40 und mehr Jahre alt sein.

Das Ganze macht schon von Aussen einen sehr düsternen Eindruck, und noch viel mehr im Inneren.

Nach Thorberg kommen hauptsächlich solche Gefangene, die lange Freiheitsstrafen zu verbüssen haben und solche die zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt sind. Das Jahr 1925 sah mich für 4 Monate dort und es gab damals gegen 15 Gefangene welche zu lebenslänglich verurteilt waren. Es sind indessen nicht alle von Bernerischen Gerichten verurteilt worden, denn der Karlow Genf, der kein eigenes Zuchthaus besitzt, bringt seine Gefangenen ebenfalls nach Thorberg und Mitzwil.

Einen Beamten ausser dem Direktor sah ich in dieser

Ausstatt nie. Alle Büroangelegenheiten werden von Gefangenen selbst erledigt. Meine Aufnahme in die Anstalt erfolgte durch diese, und den Direktor lernte ich erst gegen das Ende meiner Strafzeit kennen.

Der Oberaufseher, ein damals noch jüngerer Mann, kleidete mich ein und führte mich dann in eine Zelle des Hüttenbaus. Da in dem langen Gang & dem Erdgeschoss das Tageslicht nur durch ein einziges Fenster am untersten Ende eindringt, so muss selbst zur Sommerzeit fast beständig das Licht gebraucht werden. Noch finsterner ist es in diesen Zellen, denn vor dem eisernen Gittern befinden sich noch ebensolche enge Isolationsläden, die jedem Sonnenstrahl das Eindringen verwehren, und höchstens während der Mittagszeit bis 2 Uhr, sind sie so hell, dass man ein Buch lesen kann. Es muss also auch in diesen fast beständig das Licht gebraucht werden, das auch nur aus einer kleinen Glühbirne dem Raum spärlich erleuchtet. Schon dies ist für einen Gefangenen der Jahre lang hier verbringen muss eine Qual, die Gesundheit zerstörend wirkt.

Trotz ich selbst hatte in dieser Beziehung Glück, da mir der Oberaufseher sehr gewogen war und mich nach drei Wochen ins "Hübli" verschaffte. Das sogenannte "Hübli" war ein richtiges, schönes Zimmer mit drei guten Betten und grossen hellen Fenstern ohne Isolationsläden. Es lag direkt zu ebener Erde, neben unserem Arbeitssaal, der Schneiderei. Meine zwei Nebenkameraden waren recht auskömmliche, nette junge Menschen und wir verbringen uns ausgiebig. Sie waren beide schon gegen 15 Jahre alt. Beide waren Elektriker und

arbeiteten stets auf ihrem Beruf für die Anstalt. Da sie auch täglich ausser Haus kommen, fehlte es uns auch nie an Rauchtaback und wir freuten uns täglich auf unsere gemüthlichen Abendspaziergänge. Ausserdem hatten beide auch schon einen besseren Bildungsgrad, so dass man auch eine angenehme Unterhaltung mit ihnen führen konnte, die einem die ganze sonstige Misere des Tages vergessen liess. Auch hatten sie zusammen einen Radio selbst gebastelt, so dass wir auch etwas Musik hatten, zudem war der eine von ihnen ein guter Mundharmonikaspielder und verschaffte uns manche frohe Stunde.

An Arbeitsbetrieben gab es hier eine Weberei, Schneiderei, Korbflechterei und Schreinererei, und natürlich auch Landwirtschaft. Ich selbst wurde der Schneidererei zugewiesen. Es war dies ein sehr grosser Saal, der auch sehr hell war, und von dem aus man wenigstens einen freien Blick auf eine grüne Wiese und den nahen Wald hatte.

Wir waren hier gegen 30-35 Gefangene beisammen unter zwei Schneidermeisteren, die beide recht nette Menschen waren. Die Gefangenen selbst waren jedoch eine <sup>sehr</sup> ~~schlechte~~ berufswirrfelte Gesellschaft, sowohl nach Nationalität, wie als Beruf. Denn neben 10 Schweizern waren nur ihrer drei oder vier. Diese letzteren arbeiteten auf Zivil-Magaschneiderei, während alle anderen für das Zeughaus in Bern Militär-Kopfsätze aufbereiteten. Ausser uns Schweizern aller vier Himmelsrichtungen, gab es da noch Preussische, Malteuer, Franzosen, Engländer und einen Portugiesen.

Die Standesunterschiede waren noch mannigfaltiger. Vom einfachen Landarbeiter bis hinauf zum Hofar, Dr. jur. und Dr. med. war so fast alles vertreten. Da gerade für die Intellektuellen

Gefangenen keine grosse Möglichkeit besteht in einer Kaufanstalt, ihnen eines ihrem Stande angemessene Beschäftigung zuzuwenden, mit Ausnahme der Posten für Direktions u. Verwaltungsbüros, sowie als Hüter der Bibliothek, die eben sehr begrenzt sind, so können diese in den meisten unserer Kaufanstalten in die Schneidererei oder Buchbinderei, insofern die Stoffe auch betrieben wird.

Wir finden also in diesen zwei Betrieben gewöhnlich die geistige Elite der Gefangenen. Ich habe schon im vorangegangenen Kapitel erwähnt, dass hier die Gefangenen frei miteinander sprechen können, und ich muss gestehen, dass es mich oft wunderte, wie die beiden Meister unter diesem Redesockel überhaupt noch Konversation konnten, der der Herrscht.

Sie sitzen an etwa acht grossen Tischen in Gruppen zu vier beisitzend, erzählen sich gegenseitig Geschichten und Anekdoten, wahren und erfundenen, politisieren und streiten, kurz, es ist ein Wirrwort ungleichem, das nur gerade dann einmal für Minuten verstummt, wenn der Herr Direktor selbst oder mit einem fremden Besucher den Saal betritt. Um 4 Uhr ist eine Protzeit von 30 Minuten eingeschaltet, wo jeder, zu dem ihm von besten zuzugewandten Kameraden geht, um sich zu unterhalten mit ihnen. Die nehmen jetzt ihre Nahrungsspiele hervor, deren fast jeder eines besitzt und machen zusammen eine Partie. Die meisten haben ein Schachspiel und setzen ihre begonnene Partie von gestern fort. Andere klopfen einen Fass, und ich glaube es gibt kein Spiel mit Karten, das einer hier nicht lernen könnte. Bevorzugt wird der Schieber, der Pauschen und oder Misere mit

und ohne Trumpeln, wobei es oft nicht minder dramatisch zugeht, als in irgend einem Tische der Obbergasse, z. B. Bern. Wieder andere Gefangene nützen diese kurze Freizeit zur Aufarbeitung eines Gegenstandes für sich, oder kleinen Papierstücke, von deren Erlös ihnen die Anstalt 10% zuteilwerden lässt und von welchem sie Zucker, Schokolade oder zusehenspflichtigen Kautaback kaufen können; denn jeder Gefangene erhält allwöchentlich ein Stück Kautaback oder dessen Wert entsprechend ein Täfelchen Schokolade.

Mancher wird sich nun fragen: "Da was wird denn da noch an Arbeit geleistet, wo es so zu geht?"

In der Tat - trotz alledem wird noch ganz respektabel gearbeitet, und zwar eben deshalb, weil sie auch hier 5-10% Arbeitsanteil erhalten. Andererseits ist zu sagen dass es eben sehr viel Streitigkeiten unter den Gefangenen gibt, die dort manchmal seinem Aufenthalt zur wahren Hölle machen. Doch werden diese Streitigkeiten meist unter sich ausgeglichen, wobei stets der Schwächere unterliegen muss - und nie der, welcher im Unrecht ist. Hier gilt das Faustrecht! Und ich möchte es keinem anrathen, sich über solche erlittene Unbill beim Direktor zu beschweren, denn er könnte bei allem auf die schwarze Liste und würde von jedem missachtet und gelacht. In diesem einen Punkt sind sie alle solidarisch.

In diesem Arbeitsaal herrscht beständig Revolutionsstimmung, und es sind in Thorberg schon verschiedentlich Revolten ausgetroffen: Revolten in Zuchthäusern und Gefängnissen haben in 99 Fällen von 100, ihren Ursprung in schlechter Ernährung. So auch hier.

Quantität hätte die im Thorberg verabreichte Kost wohl genügt, aber sie war qualitativ schlecht und vor allem miserabel zubereitet. Nichts aber schweissst die Gefangenen zum Aufbruch rascher und inniger zusammen, als eine schlechte Beköstigung und mehr als ein Strafhofinspektor, der diesem Faktor nicht die genügende Aufmerksamkeit schenkte, bezogte es mit seiner eigenen Stellung. Nicht einmal am Weilmarchtsberg 1925 hatten wir in Thorberg ein Mittagessen das befriedigend gewesen wäre. Außer der Suppe war überhaupt nichts genießbar. Eine Scheibe Speck von einem alten Eber, die so hart und zäh war, wie ein Auto-Feder und gedörnte Bohren, die ihnen an Käfighaftigkeit nicht nachstanden und bitter waren wie Galgenholz, so dass man an diesem Tage, wie alle anderen, nichts als Fluchen und Schimpfen hörte.

Es ist eben einzig dieser freilichlich gewöhlte Zug, den sie sich selbst erkämpft haben, der diese Gesellschaft noch zusammenhält und ihnen ihr hartes Dasein noch ertragen lässt. Manchmal aber findet sich einer auch so nicht mehr zurecht und wöhlt lieber den Tod, als solches Leben. Auch während ich dort war, erhängte sich solch ein Unglücklicher. Bereits zwanzig Jahre hatte er sich einsam in seiner so kleinen Zelle hindurch gekämpft; immer mit Strümpfen stopfen beschäftigt. Stein, das muss einem nicht wundernehmen, ein Wunder ist nur, dass es ein Mensch so lange aushält!

Was den Gefangenen dort ihr Los noch etwas erträglicher macht, ist, dass sich jeder eine eigene Zeitschrift halten kann.

23  
Eine kleine Bibliothek steht jedem zur Verfügung. Sonst aber wird für die geistige Bildung und moralische Hebung der Gefangenen so gut wie nichts getan. Am Sonntag Nachmittagen findet ein evangelischer Gottesdienst statt, dessen Besuch jedem frei steht. Hin und wieder kommt die Heilsarmee, die sich dort der Gefangenen vielleicht am meisten annimmt, und den bereits erwähnten Missionar Löwenack. Die Kirche befindet sich im Schlossbau und man muss nun sie besuchen zu können, über die offene Straße gehen, die allerdings nur wenige Meter beträgt, aber doch stets das ganze, am Sonntag anwesende, Personal zur Aufsicht braucht.

Ausbrüche kommen zwar hin und wieder trotz allem vor. Entweichungen öfters. Wo Landwirtschaft betrieben wird, ist eben eine Flucht relativ leichter möglich. Jedoch zählen diese Freilichttage selten lange, denn die heutigen Fälmethode bringen das edle Wild bald zur Strecke, und der kleine Ausflug muss dann extra noch verbüßt werden.

Was das Angestellte Personal in dort betrifft kann man sich im Allgemeinen über schlechte Behandlung nicht beklagen. Es gab wohl zwei oder drei kraftbürstige Gesellen, aber sie wurden von keinem Gefangenen ernst genommen. Über einen Personalbestand von 40-50 Personen kommt das mehr oder weniger überall vor.

Der stammlige Direktor Baumgarten schien mir gerade kein unebener Mann zu sein, aber er war nur Landwirt und hatte offenbar keine Zeit und Gelegenheit gehabt, sich jene Kenntnisse anzueignen, die wir heute für einen Strafhofinspektor als

unerlässlich erachten, was manchen entschuldigen lässt.

Sedoch wird man die Bernische Justiz nicht von der Anklage freisprechen dürfen, dass ihr Strafvolzug auf der niedrigsten Stufe steht, und dass sie ihre Pflicht den Gefangenen gegenüber nicht erfüllt! Denn auch der Staat hat Pflichten an den Gefangenen in seinem Strafvolzug, welche nicht ausübt, diesen zu einem gewöhnlichen Rauschacht stampeln.

Die Berner aber kennen nur eines: Die Gefangenen auf die schamlichste Sklavensart auszuheuten, und sie dann wieder ihrem Schicksal zu überlassen. Sind sie so doch sicher, dass 90% der Entlassenen bald wiederkehren und es ihnen nicht an reuoblen Arbeitskräften mangelt.

Im Anschluss an diese Anstalt, soll hier gleich noch eine andere erwähnt werden, die an der Baslerstrasse in Luzern steht, und die es nicht einmahl verdient, dass ich ihr ein eigenes Kapitel widme, denn sie stellt den Rekord an Minderwertigkeit!

Da - Luzern - die Leuchteranstalt, leuchtet in ihrem Strafvolzug, wohlhoffig nicht, sie steht gegen die eben geschilderte noch um gut 10 Grade tiefer, und zwar unter dem Nullpunkt.

Und zwar nicht nur in diesen oder jenen Dingen, sondern in allen Belangen. Das würde eigentlich genügen für das, was ich von der Strafanstalt Luzern zu sagen hätte, aber während ich dies schreibe, meldet sich bei mir ein Foker, der mich an

meine Pflicht erinnert - und ich will sie erfüllen, indem ich <sup>24</sup> seine Leidensgeschichte hier, vor dem Forum der Öffentlichkeit ausbreite:

Es war im Jahre 1928/29 als dieser Gefangene in die Strafanstalt Luzern eingeliefert wurde. Ein schon älterer Mann, er hatte glaube ich nur 6 Monate zu verbüssen und war sehr krank. Einige Wochen arbeitete er neben mir, dann befiel ihn seine Krankheit so stark, dass er keinerlei Arbeit mehr verrichten konnte. Er war jetzt den ganzen Tag in seiner halben Zelle, und diese wurden tagsüber nicht gelüftet, dabei war es strenger Winter. Der Mann hätte natürlich ins Bett gehört, dieses wurde ihm aber bei Tag an die Wand <sup>an</sup> aufgeschossen, denn man behandelte ihn als Simulanten. Seine Kräfte nahmen aber zusehends ab und man musste kein Arzt sein, um zu erkennen, dass der Mann totkrank war.

Dessenungeachtet zwang ihn der Krankenwärter, seinen Stichtopf selbst kehren zu gehen. Der Kranke musste also den langen Zellen gang hinablaufen zum Abort. Von dort zurück konnte er nicht mehr gehen, er musste in seine Zelle zurückgetragen werden. Aber man liess ihn auch jetzt sein Bett nicht vor der Wand herab, setzte ihn auf das schmale Bänkchen nieder, ging - und schloss die Tür zu.

Als der Krankenwärter eine halbe Stunde später in Begleitung eines anderen Gefangenen nochmals die Zelle betrat lag der Kranke tot am Boden! - - -

Da der Wärter allein nicht stark genug war, um den

Mann vom A. B. in die Kelle zurück zu tragen, hatte er meinen Nebenangefangenen Emil W. geholt, einen kräftigen Kaiser und Nationalkrieger; Dieser war Augenzeuge des ganzen Vorgangs, und hatte mir den Fall sofort mit Entrüstung erzählt.

Dieser feine Straubenerwäster war Herr Karl Felder, ein ehemaliger Kohlenbesitzer, dem der Strafanstaltsdirektor Höcker in Luzern zu dieser Stelle verhalf, weil er sein Schwager ist. -

„Wo ist der Herr Staatsanwalt?“ „Oder brauchts mehr?“



## Licht und Schattenseiten

von Witzwil.

(XXXIII. Heft.)

Vorwort:

Diese heute fast weltbekannt gewordene Strafanstalt im St. Bern verdient es, auch einmal von der anderen Seite her betrachtet zu werden, als sie uns in der Tages-Presse gewöhnlich vor Augen geführt wird, wo uns nur ihre landwirtschaftlichen Erfolge geschildert werden. Und dies kann wohl auf keine bessere Art geschehen, als dass ich in diesen Blättern mein eigener Aufenthalt als Gefangener schildere, wie ich ihn dort erlebte.

Ich erkläre zum Beginn, dass ich nur Selbsterlebtes mitteile und für die volle Wahrheit jedes hier geschriebenen Wortes bürgere. Im Verlaufe meiner Schilderungen, werde ich Auszüge aus meinem Tagebuch von damals folgen lassen.

Zunächst noch ein kurzer Blick über die Entstehungsgeschichte von Witzwil:

Bis zum Jahre 1714/15. hatte man in der übrigen Schweiz von ihrem Vorhandensein im Allgemeinen so gut wie nichts gewusst. Witzwil war für die grosse Öffentlichkeit noch ein unbeschriebenes Blatt. Das änderte sich aber ganz plötzlich, als durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges sich auch unser Land

gezwungen sah, seinen eigenen Erntungsquellen die ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mit dieser Stunde begann der Siegeslauf Witzwils durch die Öffentlichkeit. Aber man sprach eben immer nur von der demenseite dieser Ausstalt, von ihren materiellen Erfolgen. Von dem — wie der Gefangene dort lebte — wie es ihm erging <sup>da von</sup> sprach niemand. Als nun das Schweizervolk erfuhr, dass es da im Kanton Bern, irgendwo zwischen dem Murten und Neuenburgersee, eine Schaustalt gebe, die nach Hunderttausenden von Franken Jahreserträge erziele, während andere Kontone für ihre Schaustalten ebenso hohe Summen darauflegen müssten, da horchte alles auf. —

„Ein Rindstall — Luchthaus!“ Das war ja noch nie dagewesen! Und als man gleichzeitig vernahm, dass dieses Riesenertrögnis allein aus landwirtschaftlichen Produkten erzielt werde, die noch dazu aus einem gänzlich wertlosen Sumpf und Moorboden stamme, einem grossmächtigen Stück Dreulandes, da gab es die reinsten Bauerarwallfahrten nach diesem Eldorado Witzwil, wo es schien, dass alles fast nur so von sich selbst zum Boden heraus kam. Aber auch gewisse Kontonsregierungen, die irgendwo ein Stück brachliegendes Land hatten, bemühten sich die Geldgier sich schleunigst diese Erntungsquellen nutzbar zu machen.

Es galt ja nur, die nötigen, billigen Arbeitskräfte heranzuschaffen. Und man ging mit wahrer Besessenheit hinter dieses Geschäft. Man machte eigene Gesetze hierfür: Versorgungs und Einweisungsgesetze, welche die Leute, wegen kleiner Vergehen, auf Jahre hinaus zur Sklaverei für den Staat verurteilen liessen.

Aber auch manchem Schaustaltdirektor und Verwalter wurde von dieser Geschichte fast Bange und Schweiß, denn seine obrigkeitlichen Behörden wissen mit spitzen Fingern und Wörtern nach dieser Erfolgsquelle Witzwil. Als man sich dann daran machte, solche Neugründungen nachzumachen, und vom Staat hierfür Kredite oder Kredite gefordert werden mussten, gab es viele lange Gesichter, und als auch nach 15 und 30 Jahren aus diesen Ausstalten immer noch keine Reingewinne in den Staatsäckel flossen, im Gegenteil, immer noch mehr Kredite für Neubauten und Mehrausschaffungen gefordert werden mussten, und die Defizite in den Ausstalten immer noch in die Hunderttausende ging, mehrte sich die Zahl der langen Gesichter noch um ein Bedeutendes. Indessen — es gab auch breite Gesichter, nicht nur lange, und jene fand man bei den Bernern am meisten. Und gar mancher musste sich sein Bäcklein holen, wenn er im Spiegel sah, wie seine Mundwinkel dabei gefährlich in die Ohrennähe kamen.

Ja, man hatte eben vieles nicht in Betracht gezogen, was diesen einzigartigen Erfolg Witzwils ausmachte und sicherte. Vor allem nicht, dass dieses ganze Territorium dort, den Staat Bern, so gut wie einen Pappenschiel gekostet hatte.

Letzt gehörte es einem Konsortium von drei Personen, einem Herrn Stämpfli, einem Frey und einem Baron Nöcker Witz. Diese verkauften es dem Staat, nachdem auf dem Areal eine Zeitlang Pferdezucht betrieben wurde, für ein Butterbrot, von sage und schreibe 40,000 Franken!!! Unter den drei

Verkäuferen gab es jedoch noch einen kleinen Laub. Denn jeder von ihnen wollte sich zugleich mit dem Landaufkauf und dieser Neugründung, mit seinem Namen orenwigen. Der Erste wollte es „Hämpflisdorf“ benamnen, der Zweite „Freidorf“, und der Dritte von ihnen, der Notar Witz, „Witzwil“. Da er als Notar, wohl der Gewitzigste von diesem Konsortium war, so ging er als Sieger in diesem Kampf um Bewitzwil hervor und kaufte es nach seinem Namen: „Witzwil“.

Aber man hatte auch nicht bedacht an anderen Orten, dass dieser Boden im „grossen Moos“, wie das Stück Land bis dahin hiess, noch viel Torfboden war, der jetzt in den Kriegszeiten, Witzwil auch das so geschichtswaas einbrag. Ebenso, dass diese Aushalt nun schon bereits seit 30 Jahren bestand, und dass der derzeitige Direktor Otto Kellerhals, im Anfang, mit nur 35 Mann begonnen hatte, für deren Unterkaufst sozusagen keine Ausgaben gemacht werden mussten. Er hatte ganz Witzwil, mit seinen eigenen, ihm anvertrauten Leuten aufgebaut und es nach und nach erstehen und vergrössern lassen, bis zu seinem heutigen Bestand. Ausserdem führte ihm die Stadt Bern in speziellen Bahnwagen jede Woche den ganzen Kehrlicht und die Küchenabfälle gratis nach Witzwil, wo sie zu Kompost gelagert und bearbeitet werden, und dann als vorheffliches Düngemittel verwendet werden konnten. Ein weiterer Faktor war, dass W. W. in der nicht allzu fernem Stadt Bern, einem gut bezahlenden Abnehmer seiner Produkte hatte, wo es seine Gemüse, Kartoffeln, Milch und Käse samt allem Übrigen gut an den

Mann brachte und bedeutend höhere Preise für seine Ware erzielte, als Aushalten, die gegewungen sind, alles ihm zugross zu verkaufen.

Es war im Jahre 1922, als mich der damalige Grafenstaubtsdirektor von Regensdorf (Zürich) und späterer Regierungsrat Hafner zu sich berief und mir sagte: „Hören Sie: Man spricht soviel über dieses Witzwil und seine materiellen Erfolge, dass ich mir vorgenommen habe, diese Aushalt nächstens zum Gegenstand meines Studiums zu machen. Sie wissen ja, dass auch wir hier etwas Landwirtschaft betreiben, die wir ja für unsere eigene Versorgung benötigen; ich möchte nun sehen, ob auch für uns eine Ausdehnung dieses Betriebes rentabel wäre. Der Kt. Zürich muss für seinen Strafvollzug jährlich eine halbe Million auf diese Aushalt auswenden und W. W. macht solche Reingewinne. Im Jahre 1917/18 erzielte es einen solchen von über einer Million Fr.“

Für die selbst dort waren, es sind zwar noch mehr Gefangene in Kien, die auch schon dort waren, aber ich halte Sie für den Befähigsten, der mir darüber einige wertvolle Aufklärungen geben könnte, damit ich bei meinem Besuch etwas im Bilde bin, und weiss, nach welcher Richtung ich mein Hauptaugenmerk einzustellen muss.

Ich hielt nun Herrn Dr. Hafner einen kurzen Vortrag über meine Beobachtungen und Ergebnisse, die ich in Witzwil gemacht hatte, und erklärte ihm die Faktoren, welchen W. W. diese Ergebnisse zu verdanken hat. Das Resultat dieses Vortrages endete damit, dass er an mich das Ersuchen stellte, ihm darüber einen ausführlichen Bericht schriftlich niederzulegen.

Dies geschah denn auch, und ich habe später erfahren, dass dieser Bericht von hohen und höchsten Stellen aus studiert wurde und seinen Weg, bis auf den Tisch des Bundesrates fand. Direktor Dr. Hafner aber besuchte mich nach seiner Reise von W. W. und erklärte mir befriedigt, dass meine Darstellungen durchaus richtig seien; er habe alles mit eigenen Augen bestätigen können, und bedankte sich bei mir.

Ja, das ist es eben! - Witzwil hatte bei Gründung seiner Strafanstalt nicht schon mit einer Hypothekendarlehen von 4-5 Millionen zu rechnen, wie die Strafanstalt Regensdorf bei Zürich. Aber auch Lustkäse, wie sie in W. W. herrschen, hätte Zürich für „seinen“ Strafvollzug niemals gebilligt.

Strafanstalten mit Gewerbebetrieben können nie Überschüsse erzielen, weil sie größtenteils mit ungelerten Leuten arbeiten müssen. Das ist in W. W. anders. Dort ist jeder von der ersten Stunde seines Eintritts an ein brauchbarer Arbeiter, der zum mindesten seinen eigenen Unterhalt sofort herausschlägt. Feines gibt es da keine spezielle Wächterschaft, die besoldet werden muss. Einzig ein Nachtwächter, und dieser war ein früherer Gefangener, mit einem sehr geringen Lohn, der aber teilweise auch am Tage noch mitarbeitete. Alle übrigen Angestellten arbeiten wie Knechte, im Stall oder auf dem Felde und haben mehr zu leisten als der Gefangene. Es gibt in W. W. einfach keine unproduktiven Leute. Der Direktor vereinigt in sich zugleich den Posten des Verwalters. Ein Buchhalter und Kassier sind die zwei einzigen besoldeten Beamten ausser dem Direktor. Alles andere wird von den Gefangenen selbst besorgt. - Ich beginne:

## Meine Reise in das Bernerorange Paradies.

Es war ein schöner Vorfrühlingsstag, anfangs März 1917, als ich in Begleitung zweier anderen Leidensgefährten meine Reise nach Witzwil untrat. Auf dem Polizeiposten im Bahnhof Bern hatten wir unsere erste Bekanntschaft gemacht. Die zwei uns das Gelübde gebenden, jungen Berner - Polizisten, verabreichten jedem noch einen warmen Stumpfen und aufbrachten sich dann in Rücksichtsvollerweise bis zur Station Gampelen, an der Bern - Neuenburg - Linie.

Meine beiden Gefährten hatten sich bis dahin sehr reserviert verhalten und ich hatte dies benutzt, die beiden näher zu betrachten. Der eine von ihnen mochte anfangs dreissig sein, mittelgross und kräftig gebaut. Der kleine schwarze Schnurbart den er trug, gab ihm einen hecken Ausbruch, der noch erhöht wurde, durch einen Foucho, den er lässig über die Schulter geworfen hatte. Dazu trug er einen flachen runden Hut, mit steifem Rand. Das Ganze - mit seinem pechschwarzen Haaren, glich er mehr einem Spanier, als einem Berner, und ich dachte im Stillen: Na, den werden sie in Witzwil besser gebrauchen können, als mich!

Der andere hingegen war ein langer, langer Mensch, mit unsympathischen Gesichtszügen, in denen man leicht seine ganze Verwegenheit gespiegelt sah. Er trug seine wenigen Habseligkeiten in einem Kartoffelsack mit sich, in dem er jetzt noch etwas suchte. Seine Kleidung, war salopp, wie er selbst. In dieser Stunde dachte ich nicht, dass ich mit diesem Menschen in W. W. noch öfters

zu tun haben sollte. Sie kannten einander in Person, und sein Kollege nannte ihn Fritz. Da er im Verlaufe meiner Schilderung noch öfters auf der Bildfläche erscheinen wird, will ich gleich hinzufügen, dass er in W. W. nur mit dem Namen: "Der lange Fritz" genannt werde, und so will ich ihn auch hier weiter so bezeichnen.

Er hatte jetzt gefunden, was er suchte. Es war eine Foto, mit einem Frauenbildnis, das er jetzt stolz seinem Kumpel hinwies, mit der Bemerkung: "Tu hast ja z' Emmig i dr' Kuba" au no kennt!" "Mi hiri Gottsel, i chov das Meitschi gäng, nie vergessen!"

Ich sah zum Fenster hinaus, um die beiden in ihren Erinnerungen nicht zu stören. Gerne hätte ich gewusst, ob sie Witzwil schon kannten und wie es dort aussah. Da keiner von ihnen bis jetzt eine Erwähnung darüber getan, und auch keine Mier machte, mit mir überhaupt in ein Gespräch zu kommen, entschloss ich mich selbst eines anzubahnen. Ich reichte jedem meine Zigaretten-schachtel. Die Sache klappte. Der lange Fritz bedankte sich mit einem Wortschwall, als ob ich ihm mit dieser Gabe eine unbegreifbare Wohlthat erwiesen hätte. Auf meine Frage, ob er W. W. kenne, und was ihn heute nach dort führe, erklärte er mir folgendes:

"Mir hai nemene e schle g'muggel!" (gebetelt). "Sie bruchet halt Lüt z' Witzwil."

"Ja, ja! Iy kennea Witzwil mek als unenga angere und gut." Dann schiloberte er mir W. W. in seinen grellen Farben, und wenn er auf den Direktor Kellerhals zu sprechen kam, überschlugen sich ihm die Worte im Munde. Er schiloberte mir diesen Mann als den liebhaftigen Bösen, und am Schluss eines jeden Satzes fehlten ihm

die Worte, um das alles noch ausstricken zu können, was er glaubte schlechtes sagen zu müssen und endigte dann stets mit dem Refrain: "Nu, d'Her werdet denn scho g'selt!" Bei allen seinen Ausführungen wandte er sich immer wieder aus seinen Gefährten als Zeugen. Doch dieser nickte oft nur mit Unwillen oder lächelte still dazu.

Da ich selbst von Landwirtschaftlicher Arbeit, als Stadtmensch, keinen Schimmer besass, war es nur natürlich, dass ich auch einige Fragen in dieser Hinsicht an ihn richtete. Indessen auch über diesen Punkt suchte er mit seinen Ausführungen mir ein wenigstens erschreckendes Bild zu malen, und seine Apoptrosierungen mit "Ach und Oh", wollten kein Ende nehmen. Besonders dem "Kreuz" und die Brute betrachtete er als so streng, dass wenn ich seinen Darstellungen hätte glauben schenken wollen, unbedingt zur Annahme hätte kommen müssen, dass die Gefangenen in diesen Arbeitstagen so überanstrengt wurden, dass das Abends überhaupt keiner mehr einstande gewesen wäre, auf seinen zwei eigenen Beinen nach Hause zu gehen. Ueod Bremen gebe es da im Sommer - so gross - wie Pfommern, die einem beständig ins Gesicht pöckeln.

Es war mir klar, dass ich einen jener Gefangenen vor mir hatte, die es stets als ein Vergnügen betrachteten, ihren Mitgenossen das Leben möglichst sauer zu machen, und die eine vornehmlich selbsterlittene Unbill, die ihnen wiederfahren ist, dadurch auszugleichen suchen, dass sie eben alles als schlecht hinstellen, worüber sie reden. Diese Typen waren mir aber aus Erfahrung schon längst bekannt. Gewöhnlich sind es gerade die Kriecher und Faulpelze bei der Arbeit, welche diese Kategorie Menschen stellen. Ich beschloss also

abzuwarten und selbst zu sehen.

Die ungefähr 1 1/2 stündige Bahnfahrt war mir bei dieser Unterkaltung wie im Fuge vorgegangen. Der Gampseleer stiegen wir aus und setzten unsere Reise zu Fuss fort. Nach etwa 10 Minuten erreichten wir an der Landstrasse einige Gebäude, mit grossen Stallungen. Ich glaubte dies sei schon die Ausstellung Witzwil, wurde dann aber belehrt, dass dies nur ein einzelner Hof der Ausstellung sei, der „Nusshof“, so genannt, nach den gepflanzten Nussbäumen dort. Hier sah ich die ersten Gefangenen, die sich um die Stallungen herum zu schaffen machten. Ein Wegstück weiter waren Gefangene damit beschäftigt, drei Eisenbahnwagen voll Kehlrich aus der Stadt Bern zu entleeren. Wichtige Haufen dieser Abfälle lagen hier aufgeschichtet, links und rechts der Landstrasse. Ein eigener Schienenstrang führt für diesen Kehlrichtransport von Gampseleer nach Witzwil. Dorthin fährt die Ausstellung mit ihren eigenen Pferden die Bahnwege von der Station Gampseleer ab.

Dieser „Nusshof“ ist jedoch eine Art Kolonie der Strafanstalt Witzwil, wo entlassene Gefangene, die ausserwärts keine Beschäftigung finden können, als freiwillige Arbeiter beschäftigt werden, gegen freie Kost und Unterkunft, nebst einigen Franken Monatslohn. Sie tragen Kleider aus „Oberhaut“, einem Stoff der so genannt wird, weil seine Farbe und Fälligkeit der Haut eines Ebers gleicht. Den übrigen sind sie freie Menschen und können den Sonntag auf ihre Art begreifen, wie ein Knecht bei einem Bauern.

Wir setzen unsere Wanderung fort. Es ist hier noch eine Kiebelstunde bis W. W. und man sieht nur Wiesen und Äcker.

## Unser Empfang in Witzwil.

Erst auf eine Entfernung von circa 5 Minuten von der Ausstellung wird diese sichtbar, wenn man von der Richtung <sup>Gampseleer</sup> herkommt.

Das Hauptgebäude, die eigentliche Strafanstalt, besteht aus einem einzigen Langbau, der frontal zur Hauptstrasse steht. Der Eingang, (es gibt nur einen) ist von der hinteren Seite. Durch einen kurzen Gang, der sich zwischen dem Speisesaal der Angestellten und die Bureau der Direktion schiebt, betreten wir das Zimmer, in welchem sich in anderen Strafanstalten der Direktions-Sekretär befindet, der ausserhalb des Direktors die Eintritts-Formalitäten des Gefangenen vollzieht. Hier aber sind es gleich drei Herren in diesem Zimmer, und alle drei tragen den schwarzen Felsrock, was mir zu dieser Landwirtschafts-Idylle am Montag doch etwas komisch vorkommt.

Ein grosser schlanker Herr, in dem ich den Direktor vermute, dessen ganzes Auftreten jedoch in einem krassem Widerspruch steht zu dem von meinem Mitreisenden gezeichneten Bilde, schreitet sofort auf den langen Fritz zu, begrüsst ihn in oberbairischer Weise in französischer Sprache und schüttelt ihm kräftig die Hand, wie es bei zwei alten, guten Bekannten gerne vorkommt, die Freude daran haben, sich nach längerer Zeit wieder einmal zu sehen. Und Fritz? - Sein Gesicht strahlt vor Wonne, und er erröthet wie ein zwanzigjähriges Mädelchen. Dabei flöhet seine Stimme in einem so weichen, unbewussten Ton, dass ich mir im Stillen saglich sagen muss: „Fritze! Dich habe ich sicher richtig kassirt.“

Unsere beiden begleitenden Polizisten werden ebenso freundlich begrüßt, und in wenigen Minuten sind ihre Transportscheine unterschrieben und sie können wieder gehen. So ist es auch anderswo. Im Witzwil ist man aber noch höflicher, eine charmante Direktion will es!

Hier, die beiden Männer des Gesetzes werden nicht so saug und blauglas wieder fortgelassen. Der grosse, elegant gekleidete Herr ladet sie ein, noch ein Trübsenbrot einzunehmen, und einen Moment später sitzen sie im Speiseraum vor einer Feinsche Mürmburger, einem mächtigen Stück Bernesebäcker-Käse nebst Brot.

Dies ist alte, gute Tradition im Witzwil! --

Auch unsere Formalitäten sind bald erledigt und einer dieser befrachten Herren drückt auf einen Knopf an der Wand. Offenbar ist es der Herr Oberaufseher, der jetzt herein tritt und uns zur weiteren Behandlung in Empfang nimmt. Ein mittelgrosser Mann, ungefähr vierzig Jahre alt, mit braunem Anzugszug bekleidet, einen dicken Schlüsselbund in der Hand, und einer richtigen Hausvater-Mütze auf dem Kopf, aus Sammet mit grün und rot gesticktem Rand.

Er schaut uns stillschweigend an und mustert unser Auseres vom Scheitel bis zur Sohle, gewärtig des Leichens, uns abzuführen zu können. Als dies endlich erfolgt, gibt er uns einen Wink mit dem Kopf und öffnet die Türe. Ich folge ihm und meinen beiden Gefährten, die ja den Weg hier schon kennen. Wir schreiten wieder zum Hauzeingang hinover und betreten ein anderes, etwa 50 Schritte entferntes Gebäude. Es ist die Wäschküche, die für Hausabreue zugleich als Baderaum dient.

(Fortsetzung folgt) (1972. Seite.)